

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 121 (1842)

Artikel: Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit dem Herbst 1840

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-372466>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von der Bitterung und Fruchtbarkeit.

Der Herbst des Jahres 1840 mit seinem Ueberflusse an Obst wird lange noch in unserer Gegend in gutem Andenken bleiben. Das Jahr 1840 wird unter die ausgezeichneten Obst-Jahre gezählt werden. Auch die übrigen Feldfrüchte gedeihen gut. Die Reben hingegen standen nicht erfreulich, so daß der Wein kaum zu den mittelmässigen gezählt werden darf. Die Erndte der Bienen war ebenfalls nicht erträglich ausgefallen. — Der Winter war in unserer Gegend überaus stürmisch und schneereich und die Schlittbahn nicht selten, statt wie im vorhergehenden Jahre wegen Mangel an Schnee, nun diesesmal wegen Ueberfluß desselben und angehäuften Gestöber an abgelegenern Orten schwer zu benutzen. In den flächern und tiefern Gegenden, z. B. in der nördlichen Schweiz und in einem großen Theile Deutschlands war die Kälte bedeutend größer und erreichte diejenige von 1830. Der Bodensee fror an einigen Stellen zu. Durch den Eisgang und die, durch das plötzlich eingetretene Föhnwetter schmelzende Schneemasse, wodurch die Flüsse Mitte Jänner plötzlich gestiegen waren, wurde hie und da bedeutender Schaden gestiftet. Der Frühling 1841 stellte sich schon in der ersten Hälfte des Märzmonats ein, ward aber durch eine weiße Osterwoche unterbrochen. Von da an war das Wetter fortan lieblich und fruchtbar. Dem Viehe konnte deshalb sehr frühe die Weide angewiesen und dem hie und da bereits empfindlich gewordenen Futtermangel gesteuert werden. Der Monat Mai war besonders trocken und heiß. Obst und namentlich die Reben gedeihen außerordentlich. Da kam der kalte Brachmonat, der den Schnee auf die Heuschoben warf und die Aelpler in nicht geringe Noth und Schaden brachte. Der unabständige Heumonat mit seinem Sturmwinde am 18. vernichtete noch mehr die früher regemachten Hoffnungen auf einen guten Herbst. Der Spätsommer scheint wieder etwelches nachzuholen und die Berichte von Futtererndten lauten aus etwelchen Gegenden befriedigend.

Ueber Krieg und Frieden, oder über die politischen Verhältnisse.

Die Diplomaten oder Staatskünstler haben auch dieses Jahr noch nicht Alles eben gemacht und zufrieden gestellt. Es wird überall viel Blut vergossen, zwar vor der Hand, außer in der Türkei und im südlichen Russland, nur schwarzes, mit der Feder, aber der Takt dazu hie und da wohl auch mit den Fäusten geschlagen. — In Spanien ist noch die alte Unordnung und Niemand gehorcht, als die Königin, der sonst die andern alle gehorchen sollten. Sie hat nämlich einen Vormund und das Land einen Regenten erhalten, der an ihrer Statt das Regiment führt. Frankreich macht große Augen zu den ungeheuern Schulden, die ihm der vorige Staatsminister Thiers durch seine Rüstungen verursacht hat, und der gemeine Mann zeigt geringe Freude an den jährlich sich vergrößernden und drückenden Steuern, die ihm auferlegt werden. In England zanken sich die Wighs und die Torys (Liberales und Aristokraten) tüchtig herum; der Krieg mit China geht auch nicht mit gewünschter Eile zum Ende. Russland bekriegt noch immer mit wenig Erfolg die Tscherkessen. Am wenigsten ist der türkische Kaiser zu beneiden. Er selbst ist trotz seiner Jugend ein schwächlicher abgelebter Greis; in allen Ecken und Enden seines weiten Reiches Empörung; nirgends herrscht Ordnung, kein Gehorsam, keine Macht und keine Kraft. Der Hauptwidersacher der hohen Pforte, oder vielmehr des gegenwärtigen Herrscherhauses, der Bizetönig von Egypten, ist zwar von den Engländern für einstweilen derb zur Ruhe gewiesen worden; er müßte aber nicht der alte schlaue Mehemed sein, wenn er nicht bei den immerwährenden innern Unruhen, die das Reich unterfressen, die Hand im Geheimen nicht im Spiele hätte.

Gewitter.

Berichte aus Zürich melden: Am 23. Juni Nachmittag ist über einen Theil unsers Kantons ein Orkan hereingebrochen, wie er vielleicht seit Jahrhunderten nie statt gefunden hat. In südöstlicher Richtung vom linken, jedoch nur wenig beschädigten, Seeufer auf das rechte übergehend, besonders Männedorf, etwas weniger Stäfa, dann Hombrechtikon, Bubikon, Rüti, Dürnten, Wald umfassend, gieng er von da in den Kanton St. Gallen über. Er entlud sich in Schlossen, die im Durchschnitt die Größe von Baumrüssen hatten, an vielen Orten aber auf diejenige von Hühnerclern anstiegen und einen Durchmesser von 1—2 Zoll zeigten. Durch diese wurden alle Feldfrüchte niedergeschlagen, die Reben u. s. w. zerschmettert. Zugleich raste der Sturm mit einer unerhörten Heftigkeit; hunderte und aber hunderte der schönsten Obstbäume wurden entwurzelt; in den Waldungen bilden die zerschmetterten, umgebogenen und entwurzelten Stämme ein wahres Labyrinth; in einer einzigen, nicht sehr großen Staatswaldung wird der Schaden auf circa 600 Klafter geschätzt. Viele Häuser wurden abgedeckt und sonst beschädigt, eine Menge von Scheunen zertrümmert, das in ihnen befindliche Vieh erdrückt. Gott sei Dank, gieng kein Menschenleben verloren, hingegen wurden durch die Schlossen eine Menge Leute mehr und weniger verletzt. Während der Sturm war, geht auch daraus hervor, daß das von ihm auf dem See ergriffene Dampfboot, „der Linthescher“, ungeachtet die Räder mit vollkommenster Kraft arbeiteten, eine Menge von Malen herumgekreiselt und sonst herumgetrieben wurde. Nur durch die Unererschrockenheit der ohne Ausnahme verwundeten Schiffleute konnte das Schiff gerettet werden, das die betenden und jammernden Passagiere schon verloren glaubten. Sogleich hatte sich Hr. Bürgermeister Mousson mit einigen Schägern an Ort und Stelle begeben, und es hatte der Regierungsrath vorläufig eine allgemeine Liebestener beschlossen.

Sturmwind.

Ein Orkan tobte am 18. Juli, dem Tage der Sonnenfinsterniß, in den entferntesten Gegenden zugleich, in Straßburg, Wien, Hamburg, Zürich, Berlin, Brüssel, Rom und Marseille; überall riß er die stärksten Bäume, Dächer, Häuser, Brücken um; auf dem Kanal zwischen England und Frankreich zertrümmerte er Schiffe, überall schüttelte er das Obst von den Bäumen, und that selbst dem Getreide Schaden. In Wien war die Luft glühend heiß und der Thermometer stand im Schatten 39 Grad über 0. An mehreren Orten will man Erdstöße bemerkt haben; in Süd-Frankreich fürchtete man den Weltuntergang. In Freiburg wurde eine riesige 365 Jahr alte Linde, die gleich nach der Schlacht von Murten gepflanzt ward, vom Sturm mitten entzwei gebrochen. Die Bürger eilten hinaus, um ihre Hüte mit den Zweigen zu schmücken. Die Hängebrücke ebendasselbst gerieth in ein bedenkliches Schwanken.

Ueberschwemmung.

Wer noch zweifelte, ob Feuers- oder Wasser-noth größer ist, konnte dessen verwichenen Herbst in Frankreich gewiß werden. Die Nachrichten von dorthier lauteten grausenerrregend. Ganze weite Gegenden wurden verwüstet, viele Stunden weit war ein mit Trümmern und Leichen bedeckter See; nur die Berge bildeten die Gränze des Wassers. Selbst Schiffe, die retten wollten, wurden fortgerissen und gingen zu Grunde. In der großen Stadt Lyon wurden alle Straßen zu Kanälen, ganze lange Reihen von Häusern verschwand; von großen Dörfern war keine Spue mehr vorhanden. In der Stadt Chalons konnte man nur auf Rähnen durch die Straßen fahren und in der Umgegend fuhr man auf dem Dampfboote über die höchsten Pappelbäume und Wälder hin. Auf den Höhen sah man Schaaren von Betenden auf den Knien liegen. Ganz Niederburgund stand unter Wasser.

Feuersbrunst.

Smyrna, die reichste und belebteste Handelsstadt in der Levante, ist von einem furchtbaren Brandunglück heimgesucht worden. Durch die Sorglosigkeit einiger Tabackraucher kam in einem Kaffehause auf dem Bazar (Marktplatz) Feuer aus, das so schnell um sich griff, daß binnen zwei Stunden über hundert Häuser in Brand standen. Wassermangel und Sturmwind vergrößerten das Unglück. Gegen 10,000 Häuser, mehrere Moscheen und 7 Synagogen liegen in Asche, das ganze Judenquartier ist abgebrannt, die Juweliere haben große Schätze verloren und mehr als 40 Menschen kamen ums Leben.

Meteorstein. In der Kirgisen-Steppe in Rußland ist ein Aerolith oder Meteorstein bei heiterm Wetter vom Himmel gefallen. Die Kirgisen hörten einen starken Knall und ein heftiges Losen und sahen den Stein fallen, aber erst nach langer Zeit hatten sie den Muth, näher zu gehen. Sie fanden den Stein tief in der Erde und noch ganz warm; er roch nach Schwefel und war länglich rund. Er wird in Moskau im Museum aufbewahrt.

Ursprung des Windes.

Es ist schon oft gefragt worden, wo sich der Wind zuerst zeige, ob in den Gegenden, aus welchen er kommt, oder in denen, nach welchen er geht? Ein Ostwind z. B., zeigt er sich zuerst in den östlichen oder in den westlichen Gegenden? — Der Naturforscher Kämper glaubt, daß der Wind, wenn er an irgend einem Orte entsteht, sich gewöhnlich von diesem Orte rück- und vorwärts verbreite. Der Seewind z. B. bei Inseln und Küstenländern zeigt sich zuerst nur an der Küste, aber schon nach einigen Stunden ist er vorwärts ins Land und rückwärts ins Meer gedrungen, und ebenso kann es geschehen, daß ein Ostwind sich zuerst in Deutschland, und später in Holland und Rußland zeige. Nach Franklin sollen sich die Winde zuerst in denjenigen Gegenden zeigen, nach welchen sie hingehen. Ein Ostwind z. B. zeigt sich früher in den westlich gelegenen Orten, zuerst in Holland, dann in Deutschland und später in Rußland. Franklin stützt dieß auf zahlreiche Beobachtungen, die er in Nordamerika auf großen Landstrichen angestellt

hat. Er sucht dieß durch folgendes einfache Experiment zu erläutern: Wenn die Luft eines Zimmers ruhig ist, und wenn im Kamine Feuer angemacht wird, so steigt die stark erhitzte Luft von dem Kamin in die Höhe und muß durch andere ersetzt werden. Hier kommt aber offenbar die dem Kamin nächstliegende Luft in Bewegung, und später erst die von dem Kamin weiter liegende. Da die starken und langdauernden amerikanischen Nordostwinde sich vorzüglich im Winter zeigen, so leitet er sie daraus ab, daß die Luft über dem merikanischen Meerbusen stark erhitzt wird, und daß dadurch ein nordöstlicher Strom erzeugt werden muß, welcher sich zuerst in diesem Busen zeigt, und dann allmählig nach Nordost vorrückt.

Entstehung des Thaus.

Unter Thau versteht man bekanntlich die Feuchtigkeit, die sich im Sommer an der Oberfläche des Bodens, vorzüglich an Pflanzen, während der Nacht in der Gestalt von Tropfen zeigt. Seine Menge zu bestimmen, bedient man sich der Thaumesser. Der gelehrte Lambert empfahl zu diesem Thaumesser einen Büschel wohl ausgewaschener, getrockneter und lockiger Haare oder Wolle, die man der Luft aussetzt und dann die Gewichtszunahme derselben während einer gegebenen Zeit mißt. Daselbe Verfahren wendet auch der Engländer Wells an, dem wir die eigentliche Lehre über den Thau verdanken.

Zuerst müssen wir die vorzüglichsten Erscheinungen des Thaus kennen lernen, ehe wir zur Erklärung des Thaus übergehen.

I. Der Thau zeigt sich in größerer Menge nur in heiteren und windstillen Sommernächten. Ist der Himmel bewölkt und kein Wind, oder ist es bei heiterm Himmel windig, dann zeigt sich kein Thau, wenigstens kein stärkerer Thau. Selbst wenn sich bei heiterm Himmel und Windstille schon Thau niedergeschlagen hat, so verschwindet dieser Thau wieder in kurzer Zeit, sobald windiges oder trübes Wetter eintritt.

II. Der Thau schlägt sich vorzugsweise an solchen Körpern nieder, die an ihrer obern (dem Himmel zugekehrten) Seite keine Bedeckung haben. Legt man zwei ganz gleiche

Körper auf den Boden, spannt oben über den einen (in der Entfernung von einem oder mehreren Füßen) eine Decke (einen Schirm von Leinwand oder Papier) von einigen Hundert Fuß Oberfläche, so schlägt sich auf den so geschützten Körper kein Thau nieder, während doch der andere stark behaut wird. Dasselbe ist der Fall, wenn jener Körper an den Boden eines oben offenen Cylinders von mäßigem Durchmesser gelegt wird, wo ebenfalls kein Thau auf diesen Körper fällt, zum Zeichen, daß jener ober Schirm nicht etwa den senkrecht herabfallenden Thau aufgefangen hat. Wir werden also diese Erfahrungen im Allgemeinen so ausdrücken können, daß ein auf dem Boden liegender Körper bei heiterem Himmel und windstillem Wetter nur dann behaut wird, wenn er von allen Punkten seiner obern Fläche den Himmel frei sehen kann.

III. Der Thau bildet sich nicht, wie man sonst glaubte, vorzüglich Abends und Morgens, sondern zu allen Stunden der Nacht. An beschatteten Orten scheint er sich schon am Nachmittage zu bilden, wie denn das Gras oft schon einige Stunden vor dem Untergang der Sonne feucht wird.

(Schluß folgt.)

Hohes Alter.

Bisher war's in gewissen stets wiederkehrenden Reden gewöhnlich, zu behaupten, noch sei kein Sterblicher von Schmerz frei geblieben. Mit dieser Redensart ist's nichts mehr. In dem Dorfe Zuckers, bei Kößlin, in Rheinpreußen, ist ein 105jähriger Mann, Namens Grosch, gestorben, der nach seiner eigenen Versicherung nie einen Schmerz gekannt, noch einen Verdruß gehabt hat. Er war folglich unverheirathet.

Ein hundertjähriges Mütterlein in Frankreich verlor ihre achtzigjährige Tochter durch den Tod. Ich habe es doch immer gesagt, rief die Betrübe schluchzend aus, daß ich das Kind nicht groß ziehen werde.

In Stockholm, der Hauptstadt von Schweden, hat ein adeliges Fräulein ihren hundertjährigen Geburtstag gefeiert. Sie selbst besorgte die Bewirthung ihrer Gäste mit und nahm auch am Tanze regen Antheil. Wäre in ihrer Jugend die Galoppade schon Mode gewesen, würde sie wohl schwerlich so alt geworden sein.

In Oldensee, in Dänemark, lebte jüngst noch ein 116 Jahre alter Wachtmeister. Er war in seinem ganzen Leben nur einmal krank, und verheirathete sich in seinem 90. Lebensjahre zum zweitenmale, wo er ein Mädchen, das er aus der Taufe gehoben hatte, zur Frau nahm.

Geburts-, Todten- und Ehen-Liste

des

Kantons Appenzell Außerrhoden von 1840.

	Geboren.	Gestorben.	Ehen.
Trogen	99	66	15
Herisau	300	241	59
Hundweil	59	62	15
Urnäsch	89	95	49
Grub	36	17	5
Leufen	152	134	31
Gais	64	49	17
Speicher	108	78	13
Walzenhausen	52	43	19
Schwellbrunn	73	77	29
Heiden	85	52	19
Wolfthalen	72	70	23
Rehtobel	56	51	12
Wald	54	49	15
Rüthi	30	24	9
Waldstadt	53	44	7
Schönbegrund	21	26	3
Bühler	43	43	12
Stein	66	49	11
Ruzenberg	23	23	17
	1535	1293	380

Mehr geboren als gestorben 242 Personen.

Fernere Uebersicht der merkwürdigsten politischen Ereignisse in verschiedenen Staaten Europa's.

Großbritannien.

Der Welt machen jetzt die Geld-, Getraide-, Wein-, Zucker- und dergleichen Handel so viel zu schaffen, daß von Kriegshändeln, außer in Asien und Afrika, nicht viel zu berichten ist. Seit vielen Jahren war nicht eine so große Erschütterung unter den Handelshäusern als jetzt; aus allen fünf Welttheilen kommen die niederschlagendsten Nachrichten. Am meisten leiden darunter die abgedankten Fabrikarbeiter, die nach Brod schreien und nicht wissen, wo sie es hernehmen sollen. Einigermassen hat England dadurch eine neue Erwerbquelle arbeitslustigen Leuten eröffnet, daß es seine Kriegs- und Handelsschiffe außerordentlich vermehrt, an allen Orten und Enden Schiffe bauen und einrichten läßt. In den englischen Zeughäusern und Häfen herrscht eine Thätigkeit, wie noch nie. Man spricht neuerdings wieder von einem Seekrieg mit Nordamerika und man wolle die Befreiung des dort verhafteten Mac Leods mit Gewalt erzwingen. Der Engländer Mac Leod war nämlich bei der von seinen Landsleuten vorgenommenen Verfolgung und Verbrennung eines amerikanischen Dampfbootes bethelligt und sollte deshalb als Mordbrenner verurtheilt werden. Die Aufregung über diese Sache ist in Amerika und England sehr groß und droht immer in Thätlichkeiten auszubrechen. In China und Ostindien haben die Briten in jüngster Zeit fortwährend mit Glück gekämpft; jedoch sind die Eroberungen in ersterm Reiche bisher nicht von großer Wichtigkeit und die Chinesen setzen je länger je mehr alle ihre Kräfte an die Vertheidigung ihres Landes. — In Irland nimmt die Erbitterung gegen England so überhand, daß die Regierung sich veranlaßt sieht, fortan mehr Truppen dorthin zu verlegen. — Nachdem das bisherige, freisinnige Ministerium über die Herabsetzung der Zuckezölle mit seinen Anträgen beim Parlament durchgefallen war, blieb ihm die Wahl, entweder sofort abzudanken oder an das Volk zu appelliren, d. h. das Parlament (große Rath) aufzulösen und wieder neuwählen zu lassen. Letzteres geschah; das Ergebnis fiel aber nicht zu Gun-

sten des Ministeriums aus, indem die Mehrzahl der Neuwählten aus Tories (Aristokraten) besteht. — Fast wunderbar klingt es, welchen Einfluß der Priester Matthew auf Irland gehabt hat und noch hat. Nirgends war wohl das Trinken so zu Hause als dort, und seit Vater Matthew umherzieht, sind von zehn Schnapsläden neun geschlossen! die Brennerien stehen still und selbst die Bierbrauereien nehmen ab. Ein Trunkenbold ist eine Seltenheit. Alles strömt dem Mann von feltner Rednergabe zu, oft an Einem Tage findet er 40000 Anhänger und noch haben wenige ihr Gelübde, sich aller berausenden Getränke zu enthalten und auch Andere davon abzuhalten, gebrochen. Einer hütet den Andern und im Leben zeigen sich die wohlthätigsten Folgen. Der Mann heißt Theobald Matthew.

Frankreich.

Uebel steht es in diesem Reiche gegenwärtig mit den Finanzen. Der Finanzminister Humann erklärte in der Deputirtenkammer im Dezember 1840 öffentlich, der Hinterschlag in der französischen Staatskasse in den nächsten 3 Jahren betrage 839 Millionen Franken, der Kriegsminister allein verlange 133 Mill. die Befestigung von Paris koste 128 Mill., die bisherige Vermehrung der Armee über 80 Mill., das letzte Ministerium (Thiers) habe 500 Mill. mehr aus der Kasse genommen, als darin gewesen, was man in der Staatsprache heißt den Etat überschreiten. Im Mai fand bei Vincennes unter dem Kommando des Herzogs von Orleans eine große Heerschau mit Manöver über 10 Bataillone Jäger zu Fuß (9000 Mann) statt. Das Losschießen erfolgte nicht mehr bei dem Kommandoworte „Feuer“ sondern jedem blieb es selbst überlassen, nachdem „fertig, t“ ankommandirt ist, loszudrücken, wenn er gehörig angelegt und gezielt hat. Diese wichtige Veränderung wird schnelle Verbreitung finden, denn sie verwandelt das Bataillonsfeuer, das oft nur ein hohler Lärm ist, in eine weit mehr mörderische Entladung. Jetzt muß noch der Soldat losschießen, ohne oft nur gezielt zu haben und die Aufmerksamkeit mehr auf das Kommandowort als auf das Ziel des Schusses richten.

Damit das Mißvergnügen bei dem französi-
 schen Volke nie aufhöre, bringt jetzt die Strenge
 des Steuereinzugs die Gemeinden in Harnisch.
 In Toulouse und andern Orten mehr kam es
 deshalb zu ernstern Thätlichkeiten. Auch die
 Unzufriedenheit gegen die Befestigung von Pa-
 ris nimmt immer mehr zu. — Die Briefe aus
 Algier sind immer die nämlichen, große Sterb-
 lichkeit unter den Truppen, die dem unge-
 wohnten Klima und den Strapazen erliegen;
 häufige kleine Gefechte und Streifereien, in
 denen die Franzosen zwar fast immer Sieger
 bleiben, wodurch aber nichts entschieden und
 der Unsicherheit auf den Ansiedlungen nicht
 abgeholfen wird. — In Paris kostet das Pfund
 Fleisch 28 Kreuzer. Die Tagelöhner sind bei
 solchen hohen Preisen nicht im Stande, für
 sich und ihre Familien Fleisch zu kochen. Die
 Polizei hat wiederholt eine große Quantität
 Pferdefleisch in Beschlag genommen und hat
 herausgebracht, daß sogar der Schindanger
 geplündert wurde.

Türkei.

Von den Engländern und Oestreichern wurde
 die Festung Jean d'Acre in Syrien, die sonst
 gewöhnlich Jahre lang belagert werden mußte,
 in wenigen Stunden genommen. Aus 1000
 Feuerschlünden wurden in drei Stunden 40,000
 Kanonenschüsse gegen die Festung gefeuert. In
 der Nacht zog die ägyptische Besatzung ab und
 man fand den festen Platz von Truppen ver-
 lassen, aber desto mehr mit Vorräthen von
 Waffen, Lebensmitteln und Geld angefüllt.
 Auf solche energische Schritte hin, da sich
 Ibrahim, der Sohn und Feldherr des Vize-
 königs, in Syrien nicht mehr zu halten ver-
 mochte, unterwarf sich dieser, räumte Syrien
 und gab die von ihm inne behaltene türkische
 Flotte heraus. Nach den von den fünf Groß-
 mächten in London in einer Konferenz abge-
 faßten Bedingungen, die der türkische Kaiser
 unterschrieben und angenommen hat, ist nun
 der Zwist mit Mehmed Ali beigelegt. Der
 Pascha von Egypten hat hienach die unum-
 schränkte erbliche Regierung über Egypten er-
 halten und muß jährlich dem Sultan einen
 bestimmten Tribut bezahlen. Dagegen sind in
 den übrigen Theilen des türkischen Reiches
 Revolutionen ausgebrochen, deren Ende nicht
 abzusehen ist. Denn wird auch hier und da

eine unterdrückt so beginnt die Erhebung gegen
 die Regierung dafür wieder auf einem andern
 Punkte. Unter allen europäischen Staaten ist
 jetzt keiner so voll Unruhe und Jammer als
 der türkische und wie das Leben des Sultans
 nur noch an einem Fädchen hängt, so ist auch
 sein Thron beständig in Gefahr, über'n Hau-
 fen gestossen zu werden. Der alte Glaubenshaß
 ist mit neuer Stärke erwacht und fast in allen
 Provinzen des weiten Reiches stehen sich Chris-
 ten und Türken feindselig gegenüber. Zwischen
 den Truppen der Regierung und den christlichen
 Insurgenten war es im Frühjahr ander Gränze
 gegen Serbien und Oestreich und auf der Insel
 Candia zu blutigen Gefechten gekommen.

Gekrönte Häupter.

Reg. Antritt.	Geburtsjahr.
1831 Gregor XVI. römischer Papst.	1765
1835 Ferdinand I. östreich. Kaiser, König v. Ungarn, Böhmen, d. Lombard. cr.	
1825 Nikolaus I. russischer Kaiser und Kö- nig von Polen.	1796
1830 Ludw. Phil. I. König v. Frankreich.	1773
1818 Karl Johann XIV. König von Schweden.	1764
1833 Isabella I. Königin von Spanien.	1830
1837 Viktoria I. Königin v. Großbritannien.	1819
1837 Ernst I. König von Hannover.	1771
1840 Christian VIII. König v. Dänemark.	1786
1826 Maria II. Königin v. Portugall.	1819
1840 Friedr. Wilh. IV. König v. Preußen.	1795
1831 Karl Albert I. König v. Sardinien.	1798
1830 Ferdinand II. König beider Sicilien.	1810
1825 Ludwig I. König von Baiern.	1786
1817 Wilhelm I. König v. Württemberg	1781
1836 Friedr. August I. König v. Sachsen.	1797
1840 Wilhelm II. König v. Holland.	1792
1831 Leopold I. König v. Belgien.	1790
1832 Otto I. König v. Griechenland.	1815
1839 Abdul Medschid türk. Kaiser.	1823

Großherzoge.

1830 Baden. Leopold.	1790
1821 Hessen-Kassel. Kurfürst Wilhelm II.	1777
1839 Hessen-Darmstadt. Ludwig II.	1777
1828 Sachsen-Weimar. Carl Friedrich.	1783
1824 Toskana. Leopold II.	1797

Vermischte Bruchstücke aus der Tagesgeschichte, und anderes, belehrenden
und unterhaltenden Inhalts.

Gruß zum neuen in einer Geschichte vom
alten Jahre.

Noch am Abend des alten Jahres wurde im Dorfe, das ich nennen werde, auch ein Alter, nämlich der alte S. begraben. Der Leser braucht nicht zu erschrecken, daß ihm der Gruß aus dem Grabe kommen soll. Denn seiner Sterblichkeit kam sich Jeder auch schon im Januar erinnern, und überdies ist des Begrabenwerden auch nicht allemal so schlimm, als man gewöhnlich denkt. Ich bitte also um Gunst, und fahre fort.

Mein Begrabener war Bauer, Hausvater, Gemeindevorsteher, Präsident und sonst noch Verschiedenes, wie es eben kam, jedenfalls aber in allen Dingen ein Mann von Einfluß, über den nicht gut hinwegzukommen war. Da er in vielen Verhältnissen stark, wird's nach seinem Hingange wohl, wie mein Nachbar sagt, eine Advokatenhochzeit geben, denn ein Testament hat er nicht gemacht, nicht eben als hätte er gemeint, wer testire, müsse sterben, sondern weil er dachte, es habe schon noch Zeit. Die Gemeindevorrechnung, wie die seines Hauses, war auch nicht gerade bis auf Groschen und Pfening ausgerechnet. Er schrieb nicht gern, hatte aber ein gut Gedächtniß, mit dem er sich, was verkam, merkte. Das Größte schrieb er mit Kreide an die Stubenthür. Seine Kinder werden an der Stubenthüre zu lesen bekommen, zumal da sie noch nach dem alten Plane erzogen sind, wo nur im Winter Schule war, und ihnen das Lesen immer schwer fiel. Bei seinem Begräbniß giengs hoch her. Es flossen zwar auch Thränen, denn der Alte war im Grunde ein herzenguter Mann, aber noch mehr floß Branntwein, und viel wurde dem Verstorbenen zu Ehren gegessen und die Kosten beliefen sich hoch. Der neuen Begräbnisordnung, die Einige einführen wollten, war der Selige abhold und sein Wort immer gewesen: „Wir habens nicht aufgebracht, wir wollens auch nicht abbringen.“ Noch muß ich sagen, daß die Träger bald Unglück gehabt hätten. Im Hofe des alten S.

war zwischen Hausthür und Düngestätte kein Pflaster, sondern es waren nur einzelne Sprungsteine gelegt. Auch durchs Dorf giengs nicht gut, und bis zum Gottesacker war noch der alte Hohlweg mit dem überhängenden Seitenbaume, der schon manchen Saegdeckel gestreift hatte. Dem Wegebau war wohl einmal die Rede gewesen. Aber der Verstorbene hatte in der Gemeindestube gesagt, „die Vorsahren wären ja alle richtig hinausgetragen worden, und den Nachkommern müsse doch auch etwas zu besseru bleiben.“ So ward denn auch mit ihm die alte Straße gezogen und am Ziele derselben noch aus dem alten Gesangbuche gesungen: „Der Tod kommt uns gleicher Weis.“ Denn wie der Präsident war auch der Pfarrer im Dorf just nicht stürmisch gewesen. Sie giengen so miteinander und ließen es gehen. Aber recht eigentlich zu seinem Glück war der Begrabene noch im alten Jahre verstorben. Denn die immer mehr aufstreichenden Verbesserungen und Neuerungen waren ihm ein Greuel, der ihn um alle Gemüthsruhe brachte. Manche meinten gar, die Neuerungen seien der Nagel zu seinem Sarge gewesen. Ich könnt euch noch von seinen Feldern und Ackerpflug, von seinem Holze und von seiner Hirteweide und von noch Anderem erzählen. Aber ihr wollt endlich wissen, wer und wo? Nun, das Dorf ist das bekannte, und wird mit seinem Namen von nun an bald einen bessern Klang im Lande haben. Der Begrabene aber war: Hans Adam Schlendrian, Nachbar und Einwohner daselbst, gewöhnlich nur, weil er so lange da zu Hause gewesen, „der alte Schlendrian“, genannt. Und jetzt wollt ihr Gruß und Wunsch? Nun, lieben Leute: jedem Dorfe ein solch Begräbniß! Denn der Alte wohnt noch weit umher und hat viel Geschwister bis oben hinauf, und Betiern in Hütten und Palästen, in Dorfstuben und Rathhäusern. Aber Eins noch nehmt dabei wohl in acht, begrabt ihn nicht eher, als bis er gestorben ist, und ist der alte wirklich todt und begraben, sorgt, daß nicht der neue bei euch Präsident werde.

Ueber die Entsumpfung des Niedbodens.

(Aus den Verhandlungen der appenzell. gemeinnützigen Gesellschaft.)

Raum scheint die Kultur des Bodens irgendwo schwieriger, als da, wo ihm die Natur das Wasser allzureichlich zugetheilt hat. Man rottet überall Wälder und Gebüsche aus und erzielt auf dem mühsam gewonnenen Boden reichliche Ernten von Kartoffeln, Getreide und Futter. Man verwandelt durch Ankauf von Futter und Dünger nicht ohne bedeutende Kosten und mit Verzichtleistung auf schnellen Gewinn neu angekaufte magere Weiden und Grundstücke in üppige Matten. Nur der sumpfige Boden scheint jeder Anstrengung unwürdig, als ob er außer Stand wäre, die darauf verwendeten Kosten zu ersetzen und an seiner Unthätigkeit jeder Kulturversuch scheitern müßte.

Das dem aber nicht also sei, hat die Erfahrung genugsam bewiesen. Die meisten Niederungen und Ebenen unsers Vaterlandes waren ehemals Sümpfe, die erst durch den Fleiß unserer Vorfahren in fruchtbare, gesunde Wohnsitze für Menschen verwandelt worden sind. Auch die Entsumpfungsversuche, die vor unsern Augen geschehen, überzeugen uns, daß sie nicht vergeblich seien, obschon sie in unserm industriösen Ländchen selten genug vorkommen, da der appenzellische Bauer die Zeit, die ihm nach Beendigung der nothwendigsten Feldarbeiten übrig bleibt, lieber mit Weben, als mit der mühsamen Verbesserung seiner Grundstücke zubringt, wodurch aber, beiläufig gesagt, des Landes Wohlstand und seine ökonomische Unabhängigkeit weniger befördert wird, als auf dem, freilich langsamen, aber sichern Wege landwirthschaftlicher Verbesserung. Die Austrocknung der Sümpfe ist besonders für unser Ländchen, dessen Bodenbenutzung fast ausschließlich in Erzielung von Futter besteht, sehr empfehlenswerth. Die Verwandlung der Nied- und Streueplätze in gute Wiesen ist sehr einfach und wird zu dieser Verbesserung überdies durch den vorhandenen Reichthum an Materialien, als: Steine, Buschholz, wesentlich erleichtert. Man lasse sich daher weder durch die Mühe, noch die Kosten abschrecken, welche die gründliche Trocknlegung des nassen Bodens erfordert; sie wird den klugen und beharrlichen Unternehmer mit zehnfachem Gewinne belohnen.

In dieser Abhandlung werden zuerst die Ursachen der nassen Gründe und ihre nachtheiligen Folgen berührt, hernach die Mittel angegeben, wie dem überflüssigen Wasser am schnellsten abzuhelfen sei und endlich die weiteren Hülfsmittel zu völliger Urbarmachung des Bodens angeführt.

I.

Die häufigsten Ursachen der sumpfigen Flächen sind Anstauungen und Ueberschwemmungen.

Anstauung findet statt, wenn eine wasserhaltende Sandschicht oder ein Kieslager eine Lehmschicht zu seiner Unterlage hat und am Fuße eines Berges oder Hüfels an die Oberfläche des Bodens hervortritt. Das in die Erde dringende Regen- und Schneewasser sammelt sich in solchen Sandschichten und wird, da ihm die Lehmschicht tieferes Eindringen verschließt, auf die Oberfläche geleitet, wo es sich vertheilt und einen Sumpf bildet, wenn nicht für einen gehörigen Ablauf gesorgt ist.

Diese Sandschichten oder Wasseradern, wie man sie auch nennt, welche an Abhängen zwischen Thon- und Lehmschichten liegen, verursachen in unserm hügel- und quellenreichen Lande so häufige Erdschlüpfe, indem bei anhaltendem Regenwetter oder bei der Schneeschmelze das durchsickernde Wasser die Erde schlüpfrig macht und endlich zum Weichen bringt.

Quellen, welche aus der Erde springen und keinen ordentlichen Ablauf finden, verursachen auch häufig Versumpfung, sowie ein lehmiger Untergrund, der das Wasser nicht durchläßt, oder ein schwammiger Torfboden seinen Ablauf hindert. Häufig sind beide letztere Umstände vereinigt, da bekanntlich die meisten Torfgründe eine Thonschicht zur Unterlage haben.

Die nachtheiligen Folgen dieser Versumpfungen fallen leicht in die Augen. Eine solche Sumpflache taugt weder zur Wiese, noch Weide, weder zum Feld, noch zum Wald. Die darin wachsenden Kräuter sind nichts als Schilf, Binsen, Seggen, und andere saure Gräser und schlechte Pflanzen, welche von dem Vieh gar nicht oder nur beim größten Hunger gefressen werden, wovon es schnell abmagert und die Milch verliert. Häufig befinden sich auch giftige Kräuter auf solchen Stellen, welche dem Vieh schädlich sind. Ebenso gefährlich ist es, wenn es genöthigt ist, seinen Durst mit Wasser aus solchen Pfützen zu stillen.

Die meisten Sumpfpflanzen können weiter zu nichts, als zum Einstreuen dienen, und auch dazu haben sie nur geringen Werth. Aus chemischen Untersuchungen geht hervor, daß die Bestandtheile der sauren Gräser und anderer Sumpfgewächse äußerst wenig nährende Substanzen enthalten, so daß ein Zentner Getreidestroh in dieser Hinsicht mehr Werth hat, als zwei Zentner solcher Streue.

II.

Es fragt sich nun, wie das flüssige Wasser fortgeschafft werden könne. Es kommt hier vorzüglich darauf an, aus welchen Ursachen sich dasselbe anhäufe.

Entsteht der Sumpf durch Ueberschwemmung eines kleinen Baches, so kann in diesem Falle vermittlest starker Eindämmung, oder, wenn er durch Krümmungen in seinem Laufe gehemmt wird, vermittlest eines Durchstichs geholfen werden. Den Ueberschwemmungen großer und reißender Flüsse und Bäche zu wehren, kann nicht die Sache eines Privatmannes sein; es erfordert die vereinten Anstrengungen vieler, und ist nur da möglich, wo edler, gemeinnütziger Sinn waltet und das Werk mit Klugheit unternommen und mit Beharrlichkeit fortgesetzt wird.

Das gewöhnlichste und beste Mittel zur Austrocknung der Sümpfe sind geschickt angebrachte, mit einander in Verbindung stehende Gräben. So leicht es auch scheinen mag, Abzugsgräben auf zweckmäßige Art anzulegen, dürften gleichwohl einige der wichtigsten Regeln darüber hier nicht am unrechten Orte stehen.

Es müssen bei diesem Geschäfte hauptsächlich die Menge des abzuleitenden Wassers, die Lage und die Bodenart des Sumpfes berücksichtigt werden. Die Gräben können entweder offen oder bedeckt sein. Erstere mögen genügen, wo die abhängige Lage der nassen Fläche den Ablauf des Wassers befördert und das Erdreich der Oberfläche leicht zu verbessern ist. Wo aber die Lage des Sumpfes fast oder ganz eben und die Ausdehnung bedeutend ist, da müssen durchaus letztere angebracht werden.

Die Anlage offener Gräben geschieht auf folgende Weise: Man führt durch die tiefsten Stellen des Sumpfes einen, nach Beschaffenheit der Lage auch zwei oder mehrere Hauptgräben, welche breit und tief genug sein müssen, um das sich sammelnde Wasser aufzunehmen und fortzuleiten.

Mit dem Hauptgraben verbindet man die Seitengräben, deren Zahl von der Ausdehnung des Sumpfes und von der Beschaffenheit seiner Oberfläche abhängt. Die Seitengräben müssen dem Hauptgrabe, das überflüssige Wasser von allen Seiten zuführen, damit das dem Hauptgraben zugewiesene Gebiet vollständig entwässert werde. Die Einmündungen der Seitenabzüge in den Hauptgraben dürfen nicht recht-, sondern spitzwinkelig geschehen, weil sich im erstern Falle bald Erde anhäufen und den Abzug des Wassers hemmen würde. Die ganze Anlage gleicht einem Flußgebiete, dessen sämtliche Gewässer durch Zu- und Nebenflüsse von allen Punkten zusammengezogen und dem Hauptflusse zugeführt werden.

Die Breite und Tiefe der Haupt- und Seitengräben hängt zwar von dem Quantum des vorhandenen Wassers ab, doch muß hier bemerkt werden, daß es sehr wohlgethan ist, sich weder Mühe noch Boden reuen zu lassen, um die Abzüge in gehöriger Ausdehnung herzustellen. Die Tiefe der Hauptgräben soll $1\frac{1}{2}$ —2 Fuß, die der Seitengräben etwa 6 Zoll weniger betragen. Unbedeckte Gräben von mehr als zwei Fuß Tiefe anzulegen, ist nicht rathsam; sie erfordern einen sehr beschwerlichen Unterhalt und sind bei der Ausführung des Düngers und bei andern Arbeiten hinderlich. Das Gefälle der Gräben muß so viel als möglich auf den ganzen Lauf gleichmäßig vertheilt werden, auch wenn der Boden uneben ist, damit nicht durch die bald stärkere, bald schwächere Strömung des Wassers hier Erde abgerissen, dort aufgeschwemmt werde. Man verzichte daher bei unebener Oberfläche auf parallele Grabenränder und führe die Gräben über Erhöhungen tiefer und über Vertiefungen seichter dahin. Es kommt bei diesem Geschäfte nicht sowohl auf Zierlichkeit und Regelmäßigkeit, als vielmehr auf Zweckmäßigkeit an. In andern Fällen ist dem Landmanne freilich zu empfehlen, das Nützliche mit dem Schönen zu vereinigen.

Die Hauptsache aber bei Anlegung offener Gräben ist ihre Form, oder das Verhältniß zwischen der obern und untern Breite und Tiefe. Man fehlt hierin sehr häufig theils aus Unkenntniß, theils aus übelverstandener Sparsamkeit, indem man die Seitenwände zu steil macht, so daß das Wasser dieselben unterfrisst und zum Einsturze bringt. Dadurch verursacht man viel vergebliche Mühe und Arbeit mit Reinigung und

Erweiterung der Gräben. Zudem geht ein großer Theil der losgerissenen guten Erde verloren, welche dem ersten besten Bache zugeführt wird. Man entschliese sich also von vorne herein, dem Graben die zweckmäßigste Form zu geben. Diese entsteht, wenn die Grabensohle bei festem, bindigem Boden die Hälfte, bei mittelmäßigem oder ein Drittel der obern Weite ausmacht. Auch gilt als Regel, daß der Graben an der Oberfläche wenigstens anderthalb Mal so breit werde, als seine Tiefe beträgt. Sehr fehlerhaft ist es, wenn die Seitenwände fast oder ganz senkrecht abgestochen werden, was noch hier und da geschieht.

Bei der Anlage selbst verfährt man am besten, wenn man zuerst die Wände nach der Sohlenbreite absticht, hierauf die Abböschung der Seitenwände vornimmt und zuletzt die Rasenstücke aus der Mitte des Grabens heraushebt. Es ist auch anzurathen, bei dem ganzen Geschäft dem freien Augenmaß nicht allzu wohl zu trauen, sondern ihm von Anfang an mit Stab und Schnur zu Hülfe zu kommen, besonders wenn man nicht immer selbst dabei sein kann, sondern die Ausführung ungeübten Tagelöhnern und Knechten überlassen muß.

Die aus dem Graben geworfene Erde soll Anfangs schon weit genug vom Rande des Grabens entfernt werden, damit sie den Arbeitern in der Folge nicht hinderlich sei oder die Wände eindrücke. Aus dieser Erde kann man den guten Kompostdünger auf folgende Weise erhalten: Man bringt sie so bald als möglich an einen passenden Ort, sammelt dazu Unkraut, Kehrlicht, Leder, Haare, Asche, Ruß, und andere Thier- und Pflanzenabfälle, fügt eine Portion ungelöschten Kalkes und einige Fuder frischen Stallmistes hinzu, wirft alle diese Stoffe schichtenweise 4—5 Fuß hoch aufeinander, gräbt diese Masse alle Jahre wenigstens 1—2 Mal um, so daß die untern Schichten oben auf kommen, begießt sie fleißig mit Jauche oder Gülle und hackt das auf demselben wuchernde Unkraut fleißig weg, damit der Einfluß der Witterung ungehindert stattfinde und die Zersetzung dieses Düngers befördert werde. Auf diese Weise bereitet man aus der Grabenerde das vortrefflichste Mittel zur vollständigen Verbesserung des sumpfigen Bodens.

(Schluß folgt im nächsten Jahr.)

Hannovers Brauntweinverbrauch.

Zu einer Abhandlung über den Verbrauch des Brauntweins in Hannover wird die Summe, für die im Jahr 1837 Brauntwein ausgegeben wurde, auf 9,958,000 Gulden angegeben, und dabei bemerkt, daß dieß Land von 1,500,000 Einwohnern (die Saywitz zählt 2,000,000) für diesen einzigen Luxusartikel ein Viertel der Einkünfte seines Nationalreichthums verzehre! Der Brauntwein, heißt es weiter in dieser Abhandlung, ist ein Getränk, das nicht, wie das Bier, den Körper kräftigt, sondern schwächt. Nahrung gibt es nicht, wohl aber ist es für Hannover und für jedes Land, wo dessen Verbrauch groß ist, was das Opium für China ist.

Der Brauntwein entzieht dem dürftigen Manne, dessen Frau und Kindern das Brod und das Gemüse zugleich; das Brod, indem man die Getreidefrucht, das Gemüse, indem man die Kartoffeln zu Brauntwein verbraucht. Die Dürftigen und Armen sprechen nur unter sich; ihre Klagen, ihr Jammern werden weder gehört noch beachtet. Brechen aber die Betrübniß, der Kummer in Unmuth, endlich in Wuth aus und Unruhen, werden sie den Hochgestellten sichtbar, so heißt es: Nicht die Noth, sondern der Wuthwille ist die Quelle. Man steckt sie in die Kerker! Die Unruhe ist gedämpft und die Brauntweinindustrie tritt nun erst in ihre wahre Blüthezeit. Niemand wagt ein Wort zu sagen, aber die Dürftigen und die Armen sterben ohne Geräusch, im Stillen, vor Hunger und Kummer. Die Straßen in den Städten und Dörfern sind von Bettlern überfüllt, die den Fremden umringen, und nicht eher aus dem um ihn gezogenen Kreise lassen, bis er zahlt. In Lumpen gehüllt, halb nackt, schleichen und kriechen sie, wie halbe Gespenster, einher und umher. Ach! welch ein Jammer; denn der Brauntwein hat ihnen Brod und Gemüse aus dem Munde gerissen. Der Preis der Kartoffeln ist vor den Brauntweinfabrikanten fast um das Dreifache und der Brodpreis auf das doppelte gesteigert worden.

Die sichtbaren und unsichtbaren Wirkungen des Brauntweins zeigen sich täglich, oft auf eine schauerhafte Weise. Männer und Frauen, selbst Kinder, opfern so in großer Zahl diesem irdischen Höllengotte. Viele rafft

der Tod weg in den besten Jahren, und diese trifft noch ein leidliches Loos. Aber die Kranken, die Lahmen, die Gichtbrüchigen, die Krümmengewachsenen, welche auf allen Bieren kriechen, die Kupfrigen, welchen die Branntweingluth gleichsam aus dem Gesichte schlägt, die Dick-, Roth- und Blaunässigen, welchen der Spiritus aus den Geschwüren, womit die Nase befäet ist, in Eiter heraus fließt, die Keuchenden mit dem Branntweinhusten, welche keine Luft zu schöpfen vermögen und immer ersticken wollen, sind die eigentlichen Unglücklichen.

Giftiger, von Hummeln gesammelter Honig.

Auf einem zur Gemeinde Spiringen gehörigen Berge waren drei kräftige junge Männer mit Heumachen beschäftigt. Beim Abmähen des Grases wurden zwei derselben ein bedeutendes, mit Honig reichlich versehenes Hummelnest gewahr. Erfreut über diesen Fund, hatten sie nichts Eiligeres zu thun, als sich niederzusetzen und sich gemeinschaftlich an der einladenden Speise zu laben. Jeder mochte ungefähr drei Eßlöffel voll Honig gegessen haben, als sie Beide kaum eine halbe Stunde darnach ein Beißen an der Zunge und einen Schmerz an der linken Handwurzel fühlten. Mit jeder Minute wurden diese Schmerzen heftiger und dehnten sich bald bis zur rechten Handwurzel, wo da zu den Füßen und endlich bis in den Unterleib und die Brust aus. Jetzt versielen sie in eine Art von Wuth und bekamen krampfhaftige Zuckungen. Der Kopf war ihnen ganz eingenommen und sie redeten irre. Unter der heftigsten Angst und fortwährendem Reiz zum Erbrechen dauerten ihre Schmerzen und Zuckungen fort, bis den ältern von Beiden seine kräftigere Natur durch Erbrechen einer grünen, übelriechenden Materie, wozu sich Ausleerungen des Darmkanals gesellten, vom Tode rettete. Der Dritte, welcher insofern wenigstens bei diesem unglücklichen Vorfalle nicht theilhaftig war, als er keinen Honig gegessen, bemühte sich, diesen aus der einsamen Gegend, in der sie sich befanden, auf einen sicherern Pfad zu bringen,

nachdem er den andern Mitleidenden angebunden hatte. Aber wie erschrocken er über diesen, als er wieder zu ihm zurückkam! Die heftigen Zuckungen dauerten noch immer fort und vergebens trieb ihn die Natur zum Erbrechen. Seine Leiden vermehrten sich mit jedem Augenblicke, wie ein Wurm wand er sich am Boden und aus Nase und Mund drang ein blutiger Schaum hervor, bis endlich der Tod ihn von seinen Qualen befreite. Der Ältere dagegen versiel nach wiederholtem Erbrechen endlich in einen erquickenden Schlaf, aus dem er am folgenden Morgen ziemlich wohl und seiner vollkommeneren Genesung gewiß, erwachte. Beide waren junge kräftige Männer, etwas über zwanzig Jahre alt.

Nach der Aussage des Geretteten war es der Bau gemeiner großer Hummeln gewesen, den sie ausgenommen, und es ergab sich, daß in jener Gegend vorzüglich viel weiße und blaue Wolfswurz, auch Sturmhut genannt, wuchsen, auf denen die Hummeln gern sich niederlassen und Honig sammeln. Da diese Pflanzen an und für sich ein scharfes Gift enthalten, so ist wohl nicht zu bezweifeln, daß auch dem aus ihren Blumen gesammelten Honige dieselbe nachtheilige Eigenschaft mitgetheilt worden sei.

Eine Königskrone um ein Weib.

König Wilhelm I. der Niederlande, geboren den 24. August 1772 — also im August 1841 neun und sechzig Jahre alt — legte, zum Besten seines ältesten Sohnes, Wilhelm Alexander, seine Krone nieder, um als Wittwer und Graf von Nassau sich wieder verheirathen zu können mit der Gräfin d'Orléans. Er ist evangelisch-reformirte. — sie katholischer Konfession. Die Vermählung wurde am 17. Februar 1841, im Palast des Prinzen Albrecht zu Berlin, nach protestantischem und katholischem Ritus vollzogen, und der nunmehrige Graf gedenkt künftig in Berlin — oder wechselseitig wie man sagt, auf den Gütern seiner verlebten ersten Gemahlin, Friederike Wilhelmine Louise, Friedrich Wilhelms II. Königs von Preußen Tochter, Heinrichau und Schönjungsdorf in Schlesien — zu wohnen.

Aufopfernde Treue.

Ein eben so rührender als außerordentlicher Vorfall ereignete sich vor einigen Tagen in einem Saale des Hospitals zu Nevers und bewies, mit welcher Macht das Gefühl der ehelichen Liebe und der übergroße Schmerz auf ein weibliches Herz zu wirken vermögen. Paris, ein Tischler, und seine junge Frau lebten glücklich von dem Ertrage ihrer Arbeit, bis plötzlich eine langwierige und schmerzhaftige Krankheit, die in ihrem Gefolge Entbehrungen und Noth brachte, das Glück völlig zerstörte. Paris wurde von einem unheilbaren Uebel befallen; seine junge Frau, die Tag und Nacht an seinem Bette wachte, erkrankte endlich, erschöpft von Anstrengung und Entbehrung, ebenfalls; ihre geringen Ersparnisse waren längst erschöpft und man brachte beide in das Hospital zu Nevers. Die Pflege, welche sie daselbst fanden, sowie ein Strahl von Hoffnung stärkten die Kräfte der jungen Frau bald und nach einigen Tagen war sie so weit wieder hergestellt, daß sie ohne Gefahr aus dem Hospitale hätte entlassen werden können. Man wollte dies aber nicht thun; man hatte nicht die Macht, sie von ihrem Manne zu trennen, den sie unausgesetzt mit bewundernswürdiger Aufopferung pflegte und mit dem süßesten Troste aufzurichten suchte. Der Zustand des Kranken verschlimmerte sich indeß immer mehr und mehr und eines Tages erkannte endlich die junge Frau mit Schrecken, als sie sich über das von der Krankheit abgezehrte Gesicht beugte und krampfhaft eine durch die Nähe des Todes bereits erkaltete Hand drückte, daß sie bald keinen Gatten mehr haben würde. Schon begannen die Sterbegebete für ihn; die barmherzigen Schwestern, jene frommen Frauen, die so viel menschliches Elend aufnehmen, wurden durch einen so großen Schmerz bis zu Thränen gerührt und ersuchten sie, das Bett des Sterbenden zu verlassen, aber die Unglückliche beschwor sie auf den Knien, ihr zu erlauben, den letzten Seufzer ihres Gatten zu empfangen. Endlich gab sie nach; man führte sie in ein anstoßendes Zimmer; aber in demselben Augenblicke sah man sie erblasen und zusammensinken; ein leises Stöhnen wand sich aus ihrem Busen und ehe man ihr

beizustehen versuchen konnte, hielt die barmherzige Schwester, welche sie führte, eine Leiche in den Armen. Der Schmerz hatte sie getödtet. Und genau in demselben Augenblicke gab ihr Gatte den Geist auf. Am nächsten Tage nahm ein Grab das junge Paar auf.

Lord Osborne.

Dem Lord Osborne in Irland umringten einst auf dem Felde starke und gesunde Bettler und sprachen ihn um ein Almosen an. Er schlug es ihnen ab und verwies sie zur Arbeit, die sich für ihre rüstigen Glieder und dauerhafte Gesundheit besser schicke. Da sie — wie die Landstreicher überall — den Mangel der Arbeit vorwendeten, zeigte er ihnen eine gebirgige Haide, die zwar zu seinen Grundstücken gehörte, aber so unfruchtbar war, daß sie kein Pächter unangebaut ließ. Die Meisten nahmen sein Anerbieten, dies Stück Land urbar zu machen, an; Einige thaten es aus Schaam und nur Wenige, die Trägsten entfernten sich. Zum Anbau der Haide kaufte er ihnen alle mögliche Werkzeuge, schenkte ihnen Vieh und Geschirr, wies ihnen Kalk zur Düngung und Verbesserung des Landes an, und versprach ihnen, daß die Haide ihr Eigenthum werden sollte, wenn sie dieselbe urbar gemacht hätten. Die Bettler machten sich ans Werk, durchwühlten die Haide, verwandelten das Land in tragbaren Acker. Wo sonst, wie wir sagen würden, Hungerblümchen und Heidekraut wuchsen, da wogten bald grüne Saaten, Gärten, welche Fruchtbäume trugen, wie man sie der gebirgigen Haide und der Thätigkeit dieser Menschen nicht zugetraut hätte. Neunzehn Familien waren da einheimisch, und bald entstand ein Dörfchen, nach dem man sogar eine Straße hinzog. Durch diese Veranlassung wurden starke Bettler dem Müßiggange entzogen, und aus Landstreichern arbeitsame Menschen gebildet.

Ähnliches — im größern Maßstabe — that Josias Wedgwood in Struria, da er die Menge des Thons, der Feuersteine auf der einen, auf der andern Seite die drückende Noth vieler Tausende seiner Mitbrüder sah.

Der irländische Pächter.

Als einen Beleg, welcher Bedrückung und Grausamkeit das irländische Landvolk ausgesetzt ist, erzählt eine englische Zeitung folgende Geschichte, zu der es an Seitenstücken nicht fehlen soll.

Ein kleiner Pächter im südlichen Irland, auf einem der Güter des Herzogs von Devonshire, erhielt die Weisung, sein Gütchen, dessen Pachtzeit gerade zu Ende ging, zu verlassen. Da er und sein Vater viele Jahre hindurch in dem Pachte gefeßen hatten und ihnen des Herzogs gütiger Charakter bekannt war, so gerieth er über diese Aufkündigung in nicht geringe Bestürzung. Mit Thränen im Auge stellte er dem Agenten des Herzogs vor, wie hart es sei, ihn und seine Familie ohne allen Grund zu verstossen; allein die einzige Antwort, die er erlangen konnte, lautete, daß er bis zu einem bestimmten Tage die Pachtung geräumt haben müsse, dieß sei des Herzogs Wille und Befehl. Gut denn, Sir, sagte der arme Pächter, aber ich hoffe, Sie werden mir nicht hinderlich sein, bei einem andern Herrn eine Pachtung zu erlangen, und mir ein Zeugniß ausstellen, daß ich ein ehrlicher, nüchtern und fleißiger Mann und nicht etwa von dem Gute vertrieben worden bin, weil ich mit dem Pachtgeld nicht eingehalten. Nur ein Schuft könnte euch verweigern, erwiederte der Agent, worauf Ihr so gerechten Anspruch habt. Der Pächter empfing mit Dank das Zeugniß, beurlaubte sich auf einige Tage von seinem Weibe, setzte sich zu York in ein Dampfschiff, landete in Bristol und stand bald darauf vor dem Thore des Palastes des Herzogs von Devonshire in London. Anfangs wollte ihn der Herzog nicht vorlassen, allein da sich der Pächter durchaus nicht abweisen ließ, so willigte er endlich ein, ihn zu sprechen.

Ich bin erstaunt, fuhr der Herzog den armen Irländer an, daß ein Mensch wie Ihr, der sich dem Trunk ergeben und Weib und Kind verhungern läßt, so unverschämt sein kann, mir vor Gesicht zu kommen, oder gar um eine neue Pachtung anzuhalten. Mich dem Trunke ergeben! Weib und Kind am Hungertuche nagen lassen! rief der Irländer erstaunt, wer sagt das? Wer das sagt? erwiederte der Herzog, indem er ihm einen Brief vor die Füße warf. Hier lesset, was

mir von Euch geschrieben worden ist. Der Pächter hob den Brief auf, las ihn, sah den Herzog an, dann wieder den Brief, und brach dann in ein lautes Gelächter aus. Wie, rief der Herzog entrüstet, ist dieß die Art, wie man eine so ernsthafte Sache behandelt? Ich sehe, mein Agent hat mir die Wahrheit geschrieben, daß ihr ein unverbesserlicher Mensch seid. Ich bitte Euer Gnaden um Vergebung meines Gelächters, erwiederte der Irländer, allein ich habe da etwas schwarz auf weiß bei mir, was der Wahrheit näher kommt. Wollen Euer Gnaden es nicht gefälligst eines Blicks würdigen? Somit überreichte er dem Herzog ehrfurchtsvoll sein Zeugniß. Dieser war nicht wenig erstaunt, zwei so verschieden lautende Berichte von einer und derselben Hand zu lesen. Der Herzog ließ hierauf seinen Pächter gut bewirthen, ersetzte ihm das Reisegeld und gab ihm beim Abschied einen Pachtbrief und ein Schreiben an seinen Agenten mit, indem er sagte: Nun, mein Freund, sagt Niemand ein Wort, wo Ihr gewesen seid, bis der Weibel in euer Haus kommt, um Euch hinauszutreiben. Dann zeigt diesen Pachtbrief vor und gebt meinem Agenten, der Euch gewiß nicht mehr belästigen wird, dieses Schreiben. Gesagt, gethan. Der Pächter wanderte nach Hause zurück und erwartete getrosten Muths den Tag, wo er vom Pacht abziehen sollte, und als der Agent mit dem Weibe ins Haus trat, überreichte er diesem den neuen Pachtbrief, jenem zu seinem größten Schrecken das Schreiben des Herzogs, worin ihm sein Dienst genommen wurde. Der Agent hatte einen Bruder, dem er gern die wohlangebaute Pachtung in die Hände spielen wollte, und deshalb hatte er den ehrlichen Irländer beim Herzog so ange-
schwärzt.

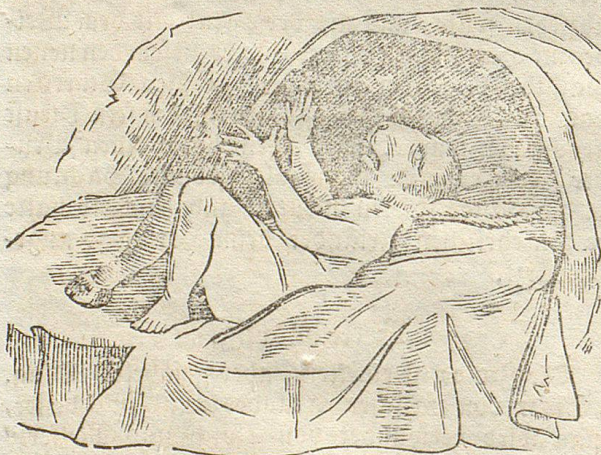
Verleumdung.

Die Zunge ist ein klein, aber gefährlich Ding. „Statt von falscher Freundeszung' ist's besser, man wird verwundet von Dolch und Messer!“ sagen die Spanier, und es gibt nicht leicht Jemand, der nicht erfahren hat, daß Wunden, die einem böse Zungen schlagen, meist schwerer zu heilen sind, als alle andern, weil sie durch das Gerücht immer wieder von Neuem aufgerissen werden. Sehr schlimm in der Welt, daß Gutes, was man so manchem nachsagen muß, immer

verkürzt, alles Schlimme aber ins Unendliche verlängert wird. Gellert hat davon erzählt in seiner „Missgeburt“, einer Fabel, welche G. Osterwald bildlich darlegte. Da sagt Morgens eine Gevatterin, die stets einen Heulichkeitsstrahl haben muß, den sie von den fatalen Schwestern Lüge und Neigung in Kommission nimmt: „Denk dir, die stolze Lucinde, die vornehme, die uns oft beschämt mit ihrem schönen Anzug, hat eine Missgeburt zur Welt gebracht, ein Kind“ — hier bekreuzt sie sich — „mit verdrehtem Gesicht und langen Hasenohren, so sieht's aus! Aber

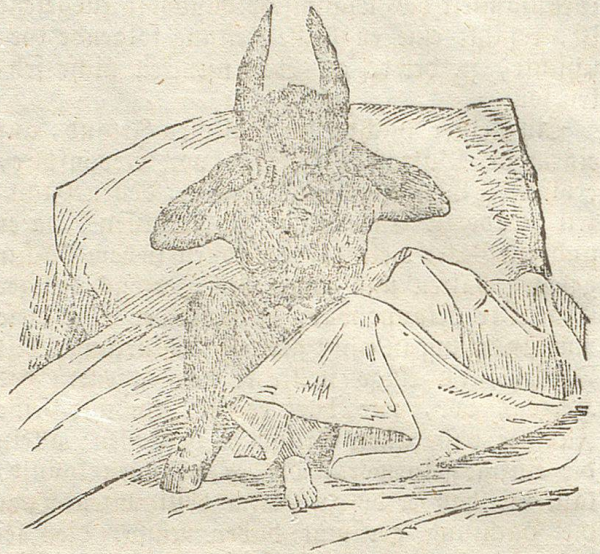


sag's ja nicht weiter!“ Die Gevatterin muß es indes begreiflich alsobald ihrer Nachbarin erzählen, wie der gehasste Lucinde ein Strafgericht gekommen, denn sie hat ein Kind, das ganz einem Hasen gleicht, und noch obenein mit einem Pfefferfuß begabt ist! Hier folgt nun die Beschreibung



bis ins Kleinste, und endet mit dem mitleidigen Ausruf: Die Arme! nun wir wollen's nicht unter die Leute bringen, dieses fürchterliche Unglück!“ Die Frau Nachbarin verspricht's auch, in Gedanken aber schon ihre Kaffeeschwester ausnehmend, der sie alles getreulich erzählt; nur muß das Kind noch Krallen an den Händen haben

und ein entsetzlich böses, immer heulendes Teufelchen sein.



Jetzt wissen vier Frauen diese unheilvolle Geschichte, jede weiß sie unheilvoller, und da, nach einem italienischen Sprüchwort, schon drei Frauen einen Markt machen, ist's nun ein unumgängliches Ergebnis, daß Nachmittags vor allen Häusern Gruppen stehen, die sich mit dem Skandal unterhalten. Die arme Lucinde muß nun zu pietistischen Stoffsuffern und gleißnerischen Moralpredigten dienen, um so mehr, als eben eine Deputation des Magistrats in Begleitung des Pfarrers und Arztes feierlich nach dem Hause der Wöchnerin vorüberzog. Und was fand man? Ein sehr wohlgestaltetes ruhiges Kind, das nur nicht gerade die kleinsten Ohren hatte!



Gellert verwünscht nun am Schluß das Gerücht, wie es durch Zuträgerinn:n in stets vermehrter Lüge sich überall hinschleicht, oft die herzlichsten Verhältnisse auf ewig zerstört, und endet mit folgenden Worten:

Der Oberer und der Städte Plage,
Bermüthscht feist du, gemeine Sage!
Die schnell mit dem, was sie zu wissen kriegt,
Geheimnißvoll in alle Häuser fliegt,
Und, wenn sie's dreimal sagt, von Neuem drei-
mal lügt.

Ein giftig Weib, was kann die nicht erzählen!
Zumal, wenn es der armen Freundin gilt.
Ein giftig Weib — doch nein, ich mag nicht
schmählen;

Mich schreckt die Redekunst, mit der sie Andre
schilt.

Burkhard, Abt von St. Gallen.

Im Anfange des zehnten Jahrhunderts lebte zu Buchhorn, an den Ufern des Bodensees, der mächtige Graf Adalrich von Linzgau, welcher von Karl dem Großen abstammte. Er hatte die schöne Wendelgard, eine Schwester-Tochter des Kaisers Otto geheirathet. Ihre Ehe war eine der glücklichsten und ließ langen Bestand hoffen; aber ach! ihr Glück war von kurzer Dauer. Ein wildes Volk, das man bald Ungarn, bald Sarazenen nannte, verzehrte in jener Zeit den ganzen Süden Deutschlands und der Schweiz. Adalrich erhielt Nachricht, daß diese grausamen Feinde Bayern und Schwaben, wo ein Theil seiner Güter lag, mit Feuer und Schwert heimsuchten. Als bald sammelt er seine Vasallen und zieht mit ihnen dem kleinen Heere zu, welches die übrigen Grundherren des Landes zusammengebracht hatten. Allein das Heer wurde geschlagen und Flüchtige brachten der unglücklichen Wendelgard die traurige Kunde: daß der Graf, ihr Gemahl, auf dem Schlachtfelde todt geblieben sei. Die junge Wittwe suchte in der Religion Trost für das Uebermaß ihres Jammers, und zog bald nach St. Gallen, wo Bischof Salomo von Konstanz ihr gestattete, in der Nähe der Kirche eine Zelle zu bauen, neben derjenigen, worin die berühmte Einsiedlerin Witeborade lebte, die sie sich zum Vorbilde nahm. Sie erhielt den Schleier aus den Händen des Bischofs Salomo, ohne sich jedoch allen strengen Uebungen des Klosters zu unterziehen. Hier beschränkten sich ihre Beschäftigungen auf Handlungen der Wohlthätigkeit und der Andacht; sie pflegte die Kranken, vertheilte Al-

mosen und tröstete die Unglücklichen; durch Fasten und Kasteiungen suchte sie die irdischen Dinge zu vergessen; allein trotz der Strenge ihres Wandels zogen ihre Schönheit und ihre Tugenden die Huldigungen mehrerer Adligen aus Schwaben und dem Thurgau an, und nur durch die Erklärung, daß sie fest entschlossen sei, sich in ein Kloster zurückzuziehen, konnte sie der Zudringlichkeiten los werden. Jedes Jahr machte sie eine Wallfahrt nach Buchhorn, um dort für die Seele ihres Gatten zu beten und dabei alle möglichen Gelegenheiten aufzusuchen, ihre Wohlthätigkeit zu üben. Lange Zeit widmete sie ihre ganze Sorgfalt der unglücklichen Rachildis, einer armen Klausnerin, die mit dem Ausfalle und krebsartigen Geschwüren behaftet war und wegen ihrer Geduld und Ergebung von den Geschichtschreibern jener Zeit mit Hiob verglichen wurde. — Es war das vierte Mal, daß die fromme Wendelgard, gefolgt von Dienern, nach Buchhorn wallfahrte, um die Sendung zu erfüllen, welche sie sich auferlegt hatte. Ueberall drängte sich eine Menge Dürftiger auf ihrem Wege, und keiner ging, ohne Beweise ihrer Mildthätigkeit erhalten zu haben. Während sie diese frommen Werke übte, trat ein Mensch, eben so schlecht gekleidet, wie die meisten übrigen, aus dem Haufen, und forderte mit befehlendem Tone ein Kleid. Wendelgard bemerkte ihm mit Sanftmuth, er hätte sein Gesuch in gemäßigtem Ausdrücken anbringen dürfen, und gab ihm dann, was er begehrte; — aber im nämlichen Augenblicke ergriff der Beter ihre Hand, zog sie mit Gewalt zu sich und umarmte sie. Ach, rief die Gräfin mit Schmerz, wäre mein Mann am Leben, ich würde solchen Schimpf nicht erleiden! Die Leute ihres Gefolges, entrüstet ob solcher Frechheit, fielen über den Unbekannten her und begannen ihn zu prügeln. „Halt, rief der Mensch, indem er die Haare, welche die Hälfte seines Gesichtes bedeckten, bei Seite strich, — erkennet euern Herrn, den Grafen Adalrich! Alle standen erstaunt; endlich erkannten die Umstehenden den Grafen, obgleich er sehr verändert war, und riefen: Ja wohl, er ist es, es ist unser geliebter Herr, Graf Adalrich! Wendelgard, noch ganz verwirrt von dem, was geschehen war,

erkannte ihn erst, als er ihr die Hand reichte, an welcher sie eine sehr deutliche Narbe gewahrte, die sie sogleich erkannte. Als bald, von unaussprechlicher Freude entzückt, stürzte sie in die Arme des Gemahls, den sie so sehr beweint hatte.

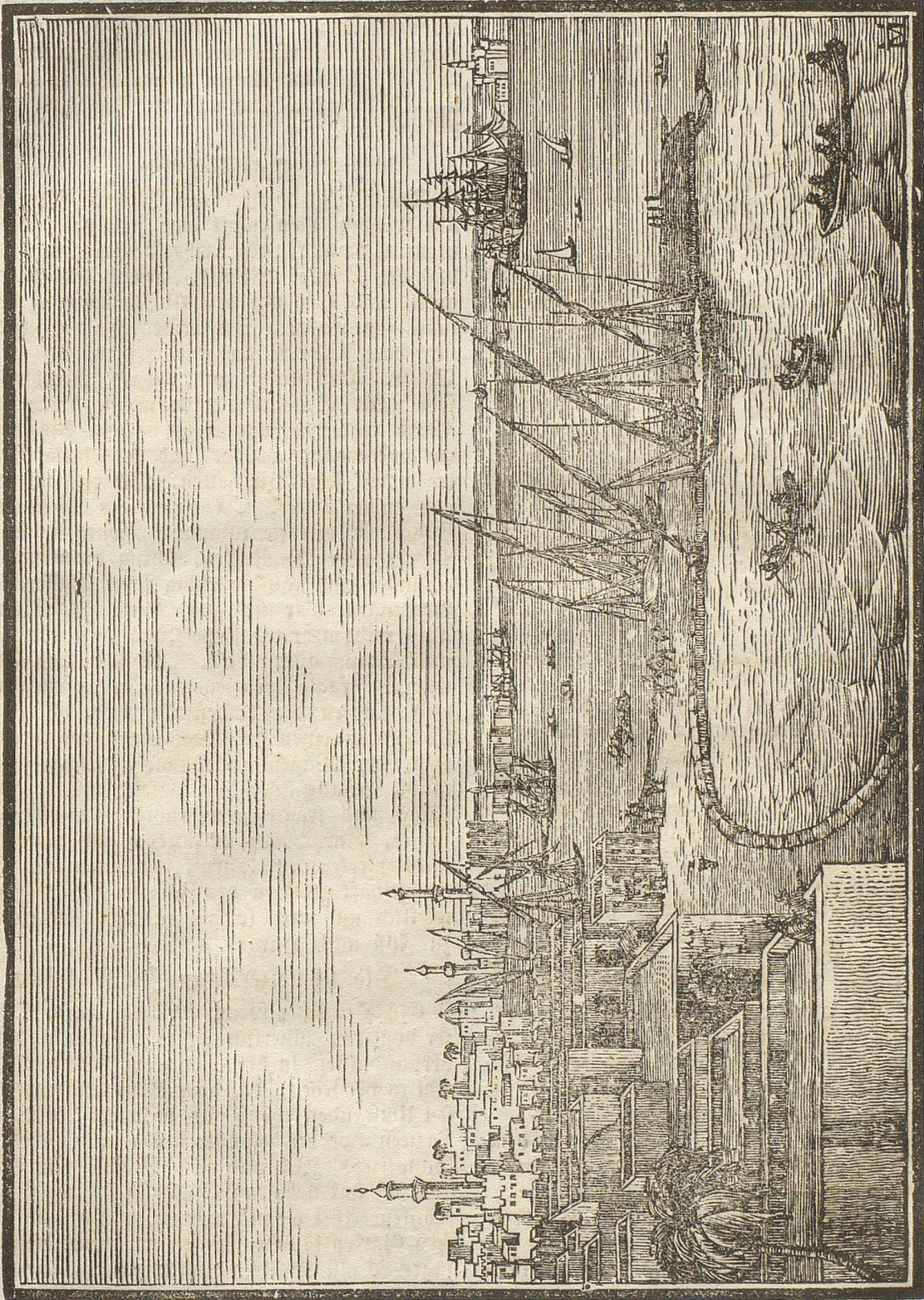
Der Graf, welcher in der Schlacht gegen die Ungarn schwer verwundet worden war, wurde von ihnen als Gefangener mit fortgeschleppt, und nach einer harten Sklaverei, die Jahre lang gedauert hatte, gelang es ihm, zu entkommen und in seine Besitzthümer zurückzukehren, nicht ohne tausend Gefahren bestanden und die ärgsten Entbehrungen erduldet zu haben.

Im nämlichen Jahre noch bekamen sie einen Sohn, der seiner Mutter das Leben kostete, denn ihre Niederkunft war so unglücklich, daß sie starb, ohne ihr Kind gesehen zu haben. Der arme Kleine war so schwächlich, daß er kaum einen Lebenshauch hatte und jeder Fliegenstich ihn bluten machte. Kaum konnte das Kind, welches man Burkhard genannt hatte, reden, so brachte es der Vater, um seine Gelübde zu erfüllen, in das Kloster St. Gallen, wo er es den Mönchen übergab, damit sie es in ihrer Schule, damals einer der berühmtesten in Europa, unterrichten und in geistlicher Zucht heranbilden sollten. Der junge Burkhard machte reißende Fortschritte in den Wissenschaften und zeichnete sich in der kriegerischen Zeit, in die sein Leben fiel, durch Muth und Edelsinn aus.

Nach dem Tode des Abtes Kralo, im Jahre 959, wurde Burkhard mit andern Mönchen zu dem Kaiser gesendet, um für Kralos Nachfolger die Investitur zu erhalten. Sie trafen den Kaiser in Mainz und dieser fragte die Angekommenen, auf wen ihre Wahl gefallen sei, „Euer Neffe Burkhard ist der, welchen wir zu unserm Abte wünschen“, antworteten die andern Mönche alle zugleich; und da diese versicherten, Burkhard sei stark genug, um die Zucht im Kloster aufrecht zu erhalten, so gab ihm der Kaiser ohne weitere Zögerung die Investitur für die Abtwürde in St. Gallen. Es war eine sehr schwierige Zeit, in welcher Burkhard vom Abtstabe Besitz nahm; die Ungarn oder Sarazenen setzten ihre Raubzüge fort, sie zerstörten die Häuser, tödteten die Bewohner und schleppten die Früchte

und Heerden fort. Das allgemeine Elend lieferte Burkhard Gelegenheiten in Menge, seine Tugenden werththätig zu üben. Oft kam er fast ganz entkleidet ins Kloster zurück, da er seine Kleidung den Armen aus der Umgegend geschenkt hatte. Da ihm der Wirthschaftsführer des Klosters vorgestellt hatte, daß die Einkünfte der Korporation für seine Spenden nicht mehr hinreichten, so ließ er heimlich Kleider kommen und versteckte sie unter sein Bett, um sie dann unter die Armen zu vertheilen. Nach einer Reise, die er im J. 963 mit Kaiser Otto nach Rom machte, geriethen die Verhältnisse des Klosters so sehr in Verfall, daß er sich in die Unmöglichkeit versetzt sah, ferner den Unterhalt der Mönche zu bestreiten; deshalb gestattete er Jedem — hinzugehen, wohin er wolle und seinen Unterhalt zu suchen, so gut er könne. Diese Maßregel gab jedoch seinen geheimen Feinden Gelegenheit, ihn bei Hofe anzuschwärzen; sie gaben vor, daß die Mönche die Regel des heil. Benedikt zu befolgen vernachlässigten und sehr locker lebten. In Folge dessen ließ der Kaiser das Kloster von acht Bischöfen und eben so viel Aebten untersuchen. Da nun die Examinatoren nichts fanden, was der Auf- führung der Mönche zum Vorwurfe gereichen konnte, so ließen sie denselben volle Gerechtigkeit widerfahren; sie hatten sogar Mitleid mit ihnen und schenkten ihnen eine Summe von vierzig Pfunden, die sie unter sich zusammengebracht hatten. Der Kaiser selbst hatte großes Erbarmen mit so gelehrten Männern, die so weit heruntergekommen waren, daß sie Hunger leiden mußten, schenkte ihnen sechszig Pfund Silber und versprach ihnen einen Weinberg. Die Bischöfe Ulrich von Augsburg und Konrad von Konstanz, welche in St. Gallen erzogen worden waren, gaben bei diesem Anlasse ebenfalls Beweise ihres Edelannes; der Erste sendete ihnen mehrmals Weinfubren aus Tirol, und bei einer solchen Gelegenheit war es, da einmal ein Weinfas in einen Graben fiel, ohne zu zerbrechen und wo die Mönche von St. Gallen, voll Bewunderung, dasselbe in Prozession abholten. Endlich sang das Kloster wieder an aufzublühen; aber Burkhard dankte ab und zog sich in die Einsamkeit zurück, wo er im Jahre 975 starb.

Alexandrien.



Die Stadt Alexandrien, nach ihrem Erbauer, Alexander dem Großen, der sie etwa 333 Jahre vor Christo gründete, benannt, ist die zweitgrößte Stadt Egyptens, und dessen erster Hafenplatz. Die Stadt zählte etwa 36,000 Einwohner vor der furchterlichen Pest, welche 1835 dort hauste. Durch seine vorireffliche Lage, zwischen dem rothen und mittelländischen Meere, wodurch es zum natürlichen Mittelpunkte des Verkehrs zwischen Europa und Indien gemacht wird, bleibt es immer ein wichtiger Handelsplatz. Um so stiefmütterlicher ist es aber von der Natur hinsichtlich des Klimas und der Fruchtbarkeit behandelt worden. Das Land ist so niedrig, die Küste so wenig erhoben, daß die Schiffe, namentlich in der Nacht, anzustoßen fürchten müssen. Ueberdies ist die Einfahrt in den Hafen sehr schwierig und für große Schiffe gefährlich. Alexandrien ist in neuerer Zeit vom Vizekönig von Egypten, Mehemed Ali, ziemlich befestigt worden. In unsern Tagen ist diese Stadt wegen den morgenländischen Wirren oft genannt worden, und wegen der Wichtigkeit des Ortes in der neuesten Politik theilen wir eine Ansicht desselben mit.

Ein Volksprediger.

In Neapel lebte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Dominikanermönch, der zu den seltensten Originalien seines Standes gehört. Pater Rocco war Jedermann bekannt, und einen Einfluß, wie er, besaßen wenige. Er hatte viel Aehnlichkeit mit dem berühmten Hofprediger Kaiser Leopolds I., Pater Abraham a Santa Clara.

Ein Beispiel, wie Pater Rocco auf den großen Haufen wirkte, ist folgendes:

„Heute will ich sehen“ rief er einst zu vielen Tausenden an, die um ihn versammelt waren, ob Euch Eure Sünden wirklich leid sind.“ Er begann sodann eine Busspredigt, wobei der hartherzigen Menge die Haare zu Berge stiegen und als alle zerknirscht und sich die Brust zerschlagend auf den Knien lagen, rief er:

„Jeder hebe die Hand in die Höhe, dem seine Sünden leid sind und dessen Buße ernst ist!“ Alle Hände fuhren in die Höhe.

„Nun, heftiger Erzengel Michael,“ fuhr er fort, „der du mit dem diamantnen Schwert vor dem Richtersthule Gottes stehst, haue allen de-

nen die Hände ab, welche sie aus Henschelet erhoben haben.“ Da sanken eben so schnell alle Hände und die Straßpredigt begann aufs Neue, und löste die sämmtlichen Unwesenden in aufrichtige Thränen der Reue und des Vorsatzes, sich zu bessern, auf.

Kaltblütigkeit.

Der kürzlich verorbene General Clary fuhr, als er noch Lieutenant war, einmal mit dem General Lasalle in einer Chaise mit einem Pferde, das die Untugend hatte, gewöhnlich durchzugehen und dem sich deshalb Niemand mehr anvertrauen wollte. Die beiden Herren zündeten sich eine Cigarre an und setzten sich in die Chaise. Das Pferd wurde bald unruhig, der sehr starke General Lasalle mußte seine ganze Kraft aufbieten, um es zu halten. Als es ihm zu anstrengend wurde, gab er seinem Begleiter einen Zügel zu halten, aber das Pferd lief nur immer toller. Da nahm der General die Zügel, knüpfte sie zusammen, warf sie so dem Pferde über den Rücken, schlug die Arme über einander und rauchte ruhig seine Cigarre; dem Lieutenant war sie aus Angst ausgegangen. Das nicht mehr gehaltene Pferd jagte über Stock und Stein querfeldein. „Wollen Sie Feuer, Clary?“ fragte der General. In diesem Augenblick stürzten die beiden Offiziere, Pferd und Wagen in einen Hohlweg; das Pferd war halbtodt, der Wagen zertrümmert, Clary fast betäubt, Lasalle aber kam sogleich wieder auf die Füße und fragte ganz ruhig: „Wollen Sie Feuer, Clary?“ Dieser zündete, um seine Angst nicht merken zu lassen, die Cigarre, die er krampfhaft zwischen den Zähnen gehalten hatte, wirklich an und so gingen beide miteinander zu Fuß nach Hause.

Die schweizerischen Zwistigkeiten.

Ein Deutscher sprach einst mit einem Schweizer von den innerlichen Zwistigkeiten und Mißverständnissen in der Eidgenossenschaft und gab ihm zu verstehen, daß sein Vaterland unter diesen Umständen wohl gar bald der Raub eines Dritten werden könnte. Da antwortete der Schweizer: „Ich und mein Weib, wir hadern auch oft und nehmen uns wohl gar tüchtig bei den Köpfen. Aber wenn ein fremdes Schwein in unsern Garten kommt, laufen wir beide hinzu und jagen es mit Knütteln hinaus.“

Das Sprüchwort, das mein Nachbar nicht glauben wollte.

Ich hab immer die Sprüchwörter gern gehabt, auch wenn sie nicht alle so alt sind, als die von Salomo, unser deutsches Volk hat ihrer eine gute Zahl. Nun bin ich oft mit meinem Nachbar in Streit gerathen, der immer behaupten wollte, sie seien selten ordentlich wahr. Mein Nachbar aber, sonst ein herzenguter Mann, trank manchmal über'n Durst und dann brachte ihn allemal eins von meinen Sprüchwörtern, das ich gleich nennen will, in Helm und Harnisch, nämlich das alte deutsche Wort: Es sind im Becher mehr ersoffen, als im Meer.

Er, sagte er, mit dem Zeitungsblatte in der Hand, da lies nur Bruder: beim letzten Sturm sind wieder 18 Schiffe mit Mann und Maus untergegangen, und du sprichst immer noch, im Becher seien mehr ersoffen, als im Meer? Und wenn erst der Türkenkrieg losgeht, wo sie stechen, schießen und einander stoßen auf dem Wasser, das so keine Balken hat, wie viel werden da ersaufen müssen? U d bei den Fluthen Noahs, „dieweil darin eräufet sind all sündhaft Vieh und Menschenkind,“ kannst dir's immer noch behaupten, was in deinem falschen Sprüchwort geschrieben steht? Nur ein Schreckschuß ist's und nur der Reid, weil dir's nicht so schmeckt, wie mir!

So disputirte der Nachbar oft im Wirthshaus hinter seinem Branntwein, und wenn er noch beredter wurde und sagte, es gebe doch viel Meere auf der Landkarte, und auf dem Grunde müßten sie ein ganzes Regiment Todtengräber anstellen, wenn da unten alle begraben werden sollten, und wenn die letzte Posaune käme, müßte einmal eine Meer-Auferstehung werden, ärger, als die auf trockner Erde, — da wurden die Andern fast seiner Meinung, und ich und mein Sprüchwort kamen in die Klemme.

Das war oft halb im Spaß und halb im Ernst verhandelt worden, als der Nachbar noch rüstig war, seine Mühle noch Wasser hatte und zu den paar Groschen einzeln Geld zum Trinken noch immer Rath wurde. Aber mit

dem Nachbar wurde es anders und mit dem Sprüchwort auch. Gegen die Frühjahrssaat hin fieng er an zu fränkeln, und sein sonst so rothes Gesicht wurde erdfahl. Noch wollte er sich dann und wann mit Schnaps kuriren, aber es versteng bei ihm nicht mehr. Er starb. Die Rede an seinem Grabe lautete auch nicht besonders, noch schlechter aber die Predigt, welche die Advokaten vier Wochen darnach der Wirthschaft des Nachbarn hielten. „Schuldenhalber“ fieng sie an, und ihr Schluß war: „Demnach wird Haus und Hof sammt Zubehör des verst. N. N. dem Meistbietenden N. N. zugeschlagen.“

Frau und Kinder fühlten den Schlag tief, und auf dem Zuge der Unschuldigen zum Kirchhofe glaubten sie an das traurige Wort, an das ihr Vater sel. in seinen besten Jahren nicht hatte glauben wollen. Es wurden auch noch einige Andern im Dorfe gläubig, die's nöthig hatten. Und wie nun die Hauswirthe im Winter darauf wieder in die Abendstube kamen und des Nachbarn gedachten, und einige Dörfer mit Leuten wußten, die auch öfter in die Schenke, als in die Scheure giengen, und wie sie aus der angeschafften Lorbibliothek ganze Bücher vom Branntweintrinken lasen, und aus der Zeitung nachrechneten, wie viel es Branntweimbrennereien allerwärts gäbe, und wie der Branntwein den Kriminalgefängnissen in großen Städten ihre besten Kunden liefere, und wie groß das Elend gewesen sein müsse, das in England und Amerika die Mäßigkeitsvereine ins Leben gerufen habe, da kam auch das Sprüchwort wieder aufs Tapet, das der Nachbar in seinem Muthe so bestritten hatte, und Alle meinten nun, das Wort am Ende doch keine Lüge, sondern volle Wahrheit sei.

Der Pfarrer sagte endlich, nur der liebe Gott könne das Exempel richtig ausrechnen, das rechte Ergebnis für uns aber sei das, daß die, welche auf dem Meere Schiffbruch litten, in Gottes Hand ständen und in ihrem Verufe getroßt sein dürften; die aber auf dem Becher führen, die machten den Sturm sich selber, und gäben dem Winde der Leidenschaft die vollen Segel preis, und würfen das Steuerruder der Vernunft und Gottesfurcht freiwillig weg.



Der Stierkampf und die Gröfche.

Zween Stiere hatten Krieg und wendeten die Kraft
 Der Knochen wider sich, und in der Nach-
 barschaft
 Der Weide, wo der Kampf am ersten Mai
 geschah,
 War eine Froschprovinz. Ein Frosch, der
 weiter sah
 Als seine Brüder, sprach: Ach, Himmel, ach
 seht da,
 Was schwebt über uns für eine schwarze Wolke
 Des Unglücks! ach, sie droht dem armen Volke,
 Das diesen Sumpf bewohnt, den Tod, den
 Untergang.
 Der großen Stiere dort Erbitterung und Zanf
 Droht uns. Was sorgst du doch, sagt einer,
 der es hört;
 Die Wolke seh' ich nicht, die deine Ruhe stört.
 Ihr Zanf geht uns nichts an. Denn wer von
 ihnen beiden
 Der Heerde Mann soll sein, das wollen sie
 entscheiden. —
 Ja Brüderchen; allein was ist davon die Frucht?
 Der Ueberwundene muß fliehn und auf der Flucht
 Verfolgt der Sieger ihn, und jener sucht im Rohr
 Des Sumpfes Sicherheit, und unser Freun-
 denchor
 Wird er dann jämmerlich zerstören. Meinst
 du nicht?
 Und n das Brüderpaar noch miteinander spricht,
 Verliert der eine Stier die angefangne Schlacht,
 Reißt aus, der Sieger folgt, und der Bes-
 siegte macht
 Das hohe Schilf im Sumpf zur Freistatt und
 zertritt
 Das arme Froschgeschlecht und beide Brüder mit.

Unerwartetes Glück.

Vor kurzem ging ein sehr schlecht gekleideter
 Mann in einem der reichsten Stadttheile von
 Paris umher mit gesenktem Haupte, entweder
 weil die glänzende Umgebung ihn blendete,
 oder weil ihn bittere Erinnerungen bestürmten.
 Der Hunger überwand aber doch bald seinen
 Gram, denn nachdem er oft wie unschlüssig
 stehen geblieben war, trat er an einen der
 glänzendsten Bijouterieladen (Gold- und Edel-
 steinladen) und streckte da demüthig seine Hand
 nach einem Almosen aus. Der Herr des La-
 dens kam ihm auch bereits entgegen, um ihm

einige kleine Münzen zu reichen, als eben zwei
 Stadtserganten erschienen und dem Bittenden
 befahlen, ihnen zu folgen. Der Kaufmann
 bedauerte den Armen aufrichtig und blieb an
 der Thüre stehen. Einer der Serganten fragte
 den Bettler nach dem Namen und der Gefragte
 antwortete beschämt, Jerome Pertuis. Der
 Bijouteriehändler hatte kaum diesen Namen ge-
 hört, so wendete er sich an die beiden Stadt-
 serganten, und ersuchte dieselben, ihm den
 Mann anzuvertrauen, er bürge mit seinem
 Vermögen für ihn. Er führte den Fremden in
 das Stübchen hinter dem Laden, ließ aus ei-
 nem Kleidermagazin in der Nähe einen Anzug
 holen, bat ihn zu Tische und führte ihn in
 seinen Niederlagen umher. Der arme Mann
 glaubte zu träumen, fürchtete aber das Er-
 wachen. Endlich fragte ihn der Kaufmann,
 auf welche Weise er in das Unglück gerathen
 sei und Pertuis erzählte, vor etwa zehn Jah-
 ren sei er im Begriff gewesen, nach England
 zu reisen, habe aber seine Brieftasche mit
 150,000 Fr. verloren und sei auf diese Weise
 zum armen Manne geworden. Am andern Tage
 las man in einem Handelsblatte, daß das Bi-
 jouteriewaarengeschäft A... seine Firma geän-
 dert habe und von dem Tage an A... und
 Pertuis zeichne. Die Leser werden gewiß schon
 errathen haben, daß A. jene verlorne Brieftasche
 gefunden, durch das Geld in derselben
 das Geschäft gegründet, sich ein ansehnliches
 Vermögen erworben und es nun für seine Pflicht
 gehalten, seinen Reichthum mit Jerome Per-
 tuis zu theilen.

Irländische Philosophie.

Ein irländischer Knabe, der eine Stell: in
 London zu erhalten suchte und wohl wußte,
 daß viele Engländer sehr gegen die Irländer
 eingenommen sind, läugnete, daß er ein Ir-
 länder sei. Ein Herr, der nicht abgeneigt war,
 den Knaben in seinen Dienst zu nehmen, sagte
 endlich: „Ich begreife nicht, warum du läugnest,
 ein Irländer zu sein; ich weiß doch, daß du in
 Irland geboren wurdest.“ — „Ja, Ew. Gna-
 den, in Irland bin ich allerdings geboren, aber
 das ist keine Schande und darum bin ich noch
 immer kein Irländer. Man wird doch kein Pferd,
 wenn man auch in einem Stalle geboren wird.“

Der Wahrsager.

Der Glaube an Wahrsager, Zeichendeuter und Wunderthäter hat nicht selten schon großes Unheil angerichtet. Viele brachte er um Vermögen und Gesundheit, ja wohl gar um den Verstand. Aller Belehrungen in den Schulen und Kirchen ungeachtet, geben sich noch immer eine Menge von Menschen, besonders auf dem Lande, den Täuschungen listiger und gewinnfüchtiger Betrüger hin. Desters begünstigt der Zufall solche Gaukler, daß ihre Prophezeiungen eintreffen, wodurch dann der thörichte Glaube noch mehr Nahrung erhält. Ein merkwürdiges Beispiel der Art ist folgendes:

Die Frau von Reaucour lebte in Abwesenheit ihres Mannes auf ihrem Schlosse bei Issoudun in Frankreich. Hier beredeten sich drei ihrer Bedienten, ihr Schmuckkästchen, welches viele Diamanten und andere Kostbarkeiten enthielt, zu stehlen und den Raub unter sich zu theilen. Sie führten ihren Vorsatz so geschickt aus, daß auch nicht der geringste Verdacht auf sie fiel. So tief dieser Verlust die Frau von Reaucour schmerzte, so waren doch alle Bemühungen zu Entdeckung der Diebe vergebens. Endlich gab ihr eine abergläubische Kammerfrau, welche bei ihr sehr in Gunsten stand, den Rath, einen berühmten Wahrsager, welcher unter dem Namen Jakob eine Stunde vom Schlosse lebte, kommen zu lassen, und diesen um Rath zu fragen.

Der Wahrsager wurde ins Schloß beschieden. Zwar stand er Anfangs an, ob er erscheinen sollte, da er sehr wohl wußte, daß er den Diebstahl, welcher schon in der ganzen Gegend bekannt war, nicht würde entdecken können. Allein um seine Unwissenheit nicht merken zu lassen, und seinen Ruf nicht zu verlieren, beschloß er, der Einladung zu folgen und die Umstände möglichst zu seinem Vortheile zu benutzen. Er verlangte für seine Bemühung 2 Louisd'or gleich bei seiner Ankunft und 4, wenn er den Dieb entdeckt habe. Außerdem bedung er sich aus, 3 Tage auf dem Schlosse zu bleiben, dort außs Beste bewirthe und bei Tische wie ein großer Herr bedient zu werden. Wiewohl die Frau von Reaucour durch diese Charlatanerie abgeschreckt wurde, so wollte sie sich doch nicht den Vorwurf machen lassen,

nicht alle Mittel zur Entdeckung der Diebe angewendet zu haben.

So sehr die drei Schurken bei der Ankunft des Wahrsagers am Abend heimlich lachten und seine Kunst verspotteten, so erfüllten sie doch den Befehl ihrer Gebieterin pünktlich. Am folgenden Tage trug man dem Wahrsager eine gute Mahlzeit auf, der sich ganz das Ansehen eines vornehmen Mannes gab und sich die Speisen und den Wein trefflich schmecken ließ. Nachdem er gesättigt war, schlug er sich in Gegenwart des Bedienten, welcher ihm bei Tische aufgewartet hatte, auf den Bauch und rief aus: „Einer!“ Dies Wort setzte den Bedienten in Bestürzung. Er hielt sich für entdeckt, und verkündigte solches seinen beiden Kameraden. Doch diese lachten darüber, und einer davon nahm es auf sich, den klugen Mann, wie man ihn nannte, am andern Tage bei Tische zu bedienen. An diesem Tage geschah die Bewirthung in gleicher Art, und beim Aufstehen vom Tische sagte der Wahrsager: „Zwei!“ Kaum vernahm der Bediente dieses Wort, so wurde er bleich und zitterte am ganzen Leibe. Der dritte, der den starken Geist spielte, und seine Kameraden mit ihren Besorgnissen neckte, übernahm die Aufwartung am dritten Tage. Aber wie gerieth er in Schrecken, als er den Wahrsager nach der Mahlzeit ausrufen hörte: „ach Drei!“ Jetzt glaubte er in der That, daß der Diebstahl entdeckt sei, er warf sich in der größten Angst mit seinen Kameraden dem Wahrsager zu Füßen, sie bekannten ihr Verbrechen und baten um Gnade. Der Wahrsager, der eine solche Wirkung von seinen Ausrufungen nicht erwartet, war nicht wenig erfreut, durch einen Zufall der Art in den Stand gesetzt worden zu sein, seinen Ruf als Wahrsager zu bewähren. In einem feierlichen Tone warf er ihnen ihr Verbrechen vor, welches er durch seine Kunst entdeckt habe, und befahl ihnen mit strenger Miene sogleich den Ort zu nennen, wo sie das Schmuckkästchen verborgen hätten, zumal derselbe ihm bereits bekannt wäre. Nur Aufrichtigkeit, fügte er hinzu, könne ihnen Verzeihung verschaffen. Die Diebe, welche nun völlig überzeugt waren, es mit einem Heerenmeister zu thun zu haben, beschrieben ihm in der Angst den Ort genau. Nun begab sich der Schlaupopf zur

Gebieterin des Schlosses und bat sie, ihm mit ihren Frauen zu folgen. Mit einer Wünschelruthe in der Hand bezeichnete er den Ort, ließ nachgraben, und zog das geraubte Kästchen hervor. Die Sache wurde bald bekannt und der Ruf des Wahrsagers dadurch noch vermehrt.

Unterdessen war der Herr von Reaour nach Hause zurückgekehrt, und erfuhr von seiner Gemahlin, welche jetzt für die Kunst des Jakob alle Hochachtung hatte, was vorgefallen war. So sehr er sich über die Wiedererhaltung des Schmuckkästchens auch freute, so spottete er doch über ihr blindes Vertrauen und Versichertheit ihr, daß er ihr bald die Unwissenheit und Betrügerei beweisen wollte. Einige Tage darauf ließ er ihn kommen, übergab ihm in Gegenwart seiner Gemahlin und des ganzen Hauses ein versiegeltes Kästchen, und versprach ihm 20 Louisd'or, wenn er errathen würde, was im Kästchen befindlich wäre, ohne es zu öffnen; sollte er es nicht errathen, so würde er als ein Gehülfe beim Diebstahl des Schmuckkästchens betrachtet, 50 Stockprügel erhalten, und den Gerichten überliefert werden.

In größerer Verlegenheit war der unglückliche Wahrsager noch nie gewesen. Voll Schreckens rief er aus: „ach, armer Grillon, da bist du gefangen!“ Er meinte damit sich, weil er Grillon hieß; allein Herr von Reaour, der seinen Namen nicht wußte, und der in das Kästchen eine Grille, welche in französischer Sprache Grillon heißt, gethan hatte, gerieth in das größte Erstaunen, hielt ihn nun selbst für einen Herrenmeister und zahlte ihm die versprochenen 20 Louisd'or aus. So begründete der Zufall den Ruf des Wahrsagers, den jetzt Alles zu Rathe zog, bis die weniger leichtgläubige Polizei ihn verhaften ließ. In einem Gefängnisse zu Bourges gestand er ein, was ihm auf dem Schlosse zu Reaour begegnet war.

Napoleon und der Soldat.

„Du bist es, mein Freund?“ sagte Napoleon, als er von einem alten Soldaten der Garde angesprochen wurde. „Was willst du von mir?“
„Sire, es ist mir ein großes Unglück begegnet.“

„Eine Ungerechtigkeit, ein Uebersprungenwerden, nicht wahr?“

„Nein, Sire. Ich habe eine gute Frau zur Mutter, die glücklich und zufrieden von dem Ertrage des Soldes lebte, welchen ihre fünf Söhne ihr zahlten, sämmtlich Soldaten, so wie ich. Sie bewohnte eine Hütte, welche abgebrannt ist, und da ihr jetzt nichts bleibt, als 77 Jahre und Thränen, so ist das doch nicht genug.“

„Du willst nun eine Pension für sie erbitten. Das ist gerecht. Die Mutter eines meiner Braven darf auf mich rechnen. Ich werde mit dem Minister des Innern sprechen. Bist du zufrieden?“

„Nein, Sire.“

„Der Teufel, du bist schwierig. Nun, was willst du denn? Eine Anweisung auf den Schatz?“

„Nein, Sire. Nicht etwa, daß ich Ihre Unterschrift schlecht finde, aber in der Zeit, welche der Kommissär dazu braucht, Ihre Anweisung zu registriren, zu stempeln und einzutragen, würde es keine Mutter mehr für mich geben. Hören Sie, mein Kaiser, ich gehe den nächsten Weg. Ich komme, um von Hand zu Hand Geld von Ihnen zu borgen; und damit Sie nicht denken, daß ich Sie betrügen will, hab ich Ihnen hier mein Buch mitgebracht; Sie können die Person für mein Kreuz einziehen; der Quartiermeister wird Sie Ihnen auszahlen.“

„Behalte dein Buch, mein Tapferer, zwischen alten Bekannten, wie wir sind, genügt das Wort; hier ist einstweilen eine Geldrolle (es waren 1000 Fr.) du magst es mir zurückgeben, wenn du Oberst bist.“

„Danke, mein Kaiser; aber in Ihrem eigenen Interesse sollten Sie mich zum Korporal ernennen, um so die Zeit der Rückzahlung näher zu rücken.“

Einige Tage später erhielt der Soldat die Unteroffiziersstellen.

Die drei höchsten Wünsche.

Eine gütige Fee verstattete einem Baiern drei Wünsche. Er wünschte sich erstens: Bier genug. Zweitens: Geld genug. Er besann sich und wünschte endlich drittens: Noch a bisserl Bier.



Stachelberger-Bad.



Das Stachelbergerbad, zum Dorfe Lintthal, Kantons Glarus, gehörig, liegt 3 Stunden südlich vom Flecken Glarus, in einer sehr reizenden Lage, am rechten Ufer der Linth.

Die Badeanstalt besteht aus zwei Gebäuden, nämlich dem Gasthause und dem Badehause. Das Gasthaus ist 100 Fuß lang, 30 Fuß tief, massiv von Stein aufgeführt und mit Schieferplatten gedeckt. Die ganze innere Einrichtung des Gebäudes ist hell, frohmüthig und gesund. Das Badhaus, nördlich vom Gasthause, ist 50 Fuß lang, 30 Fuß breit und steht durch einen gedeckten Gang mit dem Wohngebäude in Verbindung. Es befinden sich darin 12 Baderzimmer, die 12 Fuß hoch und ziemlich geräumig sind. In jedem Baderzimmer befinden sich 2 Bannen. Durch Leitungsröhren kann Schwefelwasser, kaltes und warmes Wasser nach Belieben eingelassen werden.

Das Stachelbergerwasser gehört zu den kalten Schwefelwassern. Es wird gegenwärtig sehr stark versendet und hält sich lange. Man empfiehlt den Gebrauch desselben bei Lähmungen, chronischen Hautkrankheiten und Geschwüren, Scropheln, Krankheiten der Verdauungsorgane, Nervenkrankheiten u. s. w. Die Umgegend ist sehr angenehm und bietet viele Gelegenheit zu genussreichen Spaziergängen und Ausflügen dar, wie z. B. zu den Wasserfällen des Fätschbachs, Schreienbachs und des Driesbachs, zu der merkwürdigen Pantenbrücke, unter welcher 160 Fuß tief die Linth sich durch die Felsen zwängt, über die Brücke zu dem ewigen Eisselde der Sandalp.

Pepita, das Heldenmädchen.

Im Herbst 1832 reiste der Marquis von Bevenuchio nebst seiner Tochter Franziska, Don Cesar, seinem künftigen Schwiegersohn, Pepita, Franziska's Kammermädchen, und zwei Bedienten in einer jener gewaltigen, von zehn Maulthieren gezogener Kutschen, die man häufig auf der Straße von Mexiko nach Vera Cruz sieht. Das Ziel der Reise war Paris. Der Marquis war Wittwer und Franziska sein einziges Kind. Während das plumpe Fuhrwerk, in welchem sie ihre Reise begonnen, eines der rauhesten dortigen Gebirge spässe hinunterrollte, wurde es durch einen gewaltigen Stoß so er-

schüttert, daß es ganz zerfallen zu müssen schien, wenn nicht augenblicklich Ausbesserungen vorgenommen würden. Was war zu thun? Der Kutscher erzählte den Reisenden, sie könnten recht wohl eine nicht weit entlegene Posade (Schenke) erreichen, die zwar nicht häufig besucht werde und sehr verfallen sei, aber doch noch bewohnt werden und als Zufluchtsort für die Nacht dienen könnte. Dieser Vorschlag wurde sogleich angenommen und die Gesellschaft erreichte die Posade mit Sonnenuntergang. Es war ein böses Haus, umgeben von zerbrochenen Mauern, verfallenen Thürmen und dunkeln Läden, die ihm ein romantisches Aussehen gaben. Der Marquis nahm mit seiner Familie Besitz von einem großen Gemache, Pepita blieb, so gut es gehen wollte, in einem Kabinet und die Diener schliefen in ihre Mäntel gehüllt, da, wo der Schlaf sie gerade übermannte. Die Heldin unserer Geschichte, Pepita, ahnte, daß nicht alles richtig sei. Als sie vor einem verzitterten Fenster vorübergieng, das in einen Hof sah, glaubte sie zwei blitzende Augen erkannt zu haben, die sogleich verschwanden; dies reichte hin, ihr Besorgnisse zu erregen. Sie begab sich jedoch in ihr Kabinet, legte ihre Mantille als Kissen unter den Kopf und wollte eben die Augen schließen, als sie noch einmal an die Decke ihres Schlafgemaches emporblickte und einen Lichtstrahl sah. Mit der größten Vorsicht stieg sie auf einen Tisch, dann zog sie einen Vorhang halb zurück, blickte so durch das Fenster und sah zwei Männer, die das Gesicht von ihr abwendeten, an einem Tische sitzen, beleuchtet von einer Lampe, die in einer Ecke des Gemaches brannte. Pepita hatte spanisches Blut in ihren Adern, war klug, treu, muthig und entschlossen, wie das Mädchen von Saragossa. Mit einem Blicke musterte sie alles in dem Gemache. Der Stand und das Gewerbe der Männer waren nicht zu verkennen, denn Pepita sah vor ihnen einen offenen Koffer, in welchem sie einen dem Marquis angehörigen erkannte, und aus dem die Banditen Lebensmittel und Silbergeschirr herausgenommen hatten. Beide schienen dem Weine des Marquis bedeutend zugesprochen zu haben und waren so betrunken, daß sie nicht fürchteten, von ihnen entdeckt zu werden. Während sie die Bewegungen der Männer zu beobachten fort-

fubr, entwarf sie einen Plan, den sie auszuführen sich vornahm, einen Augenblick aber erstarrte sie fast vor Entsetzen, als sie aus den Worten, die sie hörte, vernahm, daß der ältere der beiden Männer der berühmte Capador selbst sei. Sie erinnerte sich, daß derselbe allgemein als reich gekleidet und mit einer Art bewaffnet geschildert wurde, und der Mann vor ihr hatte wirklich eine Art bei sich und trug einen prächtig gestickten seidnen Anzug.

Pepita erfuhr oder erricht vielmehr aus dem Gespräche der Männer, daß die Bande, deren Anführer sie waren, in dem Walde auf das Signal warte, das sie zurückrufen sollte, daß dies Signal durch ein Jagdhorn gegeben werden sollte, welches sie in dem Zimmer auch sah, und daß sodann die Reisenden angegriffen werden sollten. Freudig erkannte sie, daß der Wein des Marquis sie allmählig bemeisterte, und als sie dieselben bald darauf in tiefen Schlaf gefallen sah, gieng sie in den Hof hinunter, fand glücklich die Thüre zu dem Gemache der Räuber und trat mit bewundernswürdigem Muthe und großer Geistesgegenwart ein. Sie bemächtigte sich hier des Mantels, des Hutes und der wohlbekannten Art des Anführers, so wie des Jagdhornes, und kam, ohne bemerkt worden zu sein, wieder hinaus. Sie verschloß nun die Thüre der Räuber mit den Riegeln, die sich an den merikanischen Häusern oft außen an der Thüre befinden, warf den Mantel des Banditen über, setzte dessen Hut auf und gieng mit der Art und dem Jagdhorn in der Hand aus dem Hofe hinaus. Die Nacht war völlig finster. Sie erreichte den Rand des Tannenwaldes, gab ein paar leise Töne mit dem Horne und hörte als Antwort darauf sogleich einen langgedehnten Pfiff. Eine Schaar von zehn Männern kam aus dem Walde heraus; sie begab sich vor ihnen her nach dem Hause zurück und richtete es immer so ein, daß sie von den Räubern nicht mehr gesehen wurde, als daß sie ihr folgen konnten. Als sie hinreichend nahe gekommen waren, ließ sie die Art glänzen, dann gebot sie Schweigen mit der Hand und ließ die Bande in den Hof hinein. In Folge des Winkes begaben sie sich in das große Gemach; dann verschloß sie dasselbe hinter ihnen und schob die Kiegel so leise vor, daß sie gefangen waren.

Ohne einen Augenblick zu zögern, begab sich nun die unerschrockene Pepita nach dem Zimmer des Marquis und erzählte ihm Alles, was geschehen sei und was sie gethan habe. Der Marquis weckte darauf Don Cesar, der auf einem der besten Maulthiere sogleich nach Acayete eilte, um die Hülfe eines Detaschements Cavallerie, das in dem Orte lag, in Anspruch zu nehmen.

Der Marquis bewaffnete unterdeß die beiden Bedienten, horchte an der Thüre des Gemaches, in welchem die beiden Führer eingeschlossen worden, und überzeugte sich, daß sie erwacht waren und zu entkommen versuchten. Die Sache wurde nun beruhigend. Alle in dem Hause wurden wach und von allen Seiten her vernahm man verworrenes Stimmengeräusch. Gomez, der Anführer, und sein Lieutenant stießen ein wüthendes Geschrei aus, dem ihre Gefährten antworteten, während sie die Thüre ihres Gefängnisses zu erbrechen suchten. Der Marquis, Pepita und die Diener riefen ebenfalls und zwar in jedem möglichen Tone, droheten, den Ersten, der sich zeige, zu erschießen, als wären sie sehr zahlreich. Wir müssen jedoch die Posade und die Leute darin auf eine kurze Zeit verlassen, um Don Cesar zu folgen.

Dieser junge Mann, einer der glänzendsten unter den Cavalieren von Mexico, war, obgleich ein trefflicher Reiter, nicht gewohnt, ein Maulthier zu reiten. Die Langsamkeit desselben brachte ihn zur Verzweiflung und es peinigte ihn die schrecklichsten Besorgnisse. Was würde aus seinem Freunde werden, vor Allem aus seiner Braut, der schönen Franziska, wenn die Räuber sich vor seiner Rückkunft solten frei machen können? Der Tag begann zu grauen, ehe er in die Nähe von Acayete gelangte, aber groß war seine Freude, als er die Glöckchen einer Conducte (Handels-Carawanen) die meist von militärischer Bedeutung begleitet wird) hörte. Don Cesar begab sich sogleich zu dem kommandirenden Offizier, erzählte ihm in wenigen Worten seine Geschichte und bat ihn um Hülfe. Der Offizier und dessen Leute brachen mit ihm sogleich nach den Bergen auf, so schnell als es der schlechte Weg erlaubte, und ihre Eile wurde nicht wenig beschleunigt durch die Hoffnung, Gomez

gefangen zu nehmen, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war und der bisher alle Versuche, seiner habhaft zu werden, vereitelt hatte.

Unterdessen hatte die Sache in der Posade ihren kritischsten Punkt erreicht.

Es war den Räubern gelungen, die Thüre ihres Gefängnisses so weit zu zerbrechen, daß sie kaum noch in den Angeln hieng. Gomez und sein Lieutenant waren eben so weit und man mußte fürchten, die Räuber würden alle Hindernisse überwinden, die ihrer Freiheit entgegenstanden, als Pepita mit einem Pistol bewaffnet und hinter einer Säule im Hofe verborgen, glücklich nach dem Kopfe eines Räubers zielte, der sich an der Oeffnung zeigte. Dies schreckte die Räuber ab. Nach der tiefen Stille, welche herrschte, war einer ihrer Führer gefallen. Da sie jedoch überzeugt waren, daß sie keine Zeit zu verlieren hätten, wiederholten sie nochmals ihre Bemühungen. Die Thüre wollte eben nachgeben, als Pepita Hufschlag auf der Straße von Acayete her hörte. Rettung war nun sicher. Pferdegetrappel und Waffengeräusch ertönte bald vor der Posade, und ehe Don Cesar Franziska umarmt, hatten die Soldaten die Räuber ohne Widerstand in ihre Gewalt bekommen.

Noch aber war Gomez und dessen Lieutenant zu ergreifen. Nach dem verzweifelten Charakter dieses Mannes durfte man nicht erwarten, ihn ohne Widerstand zu ergreifen. Einige schlugen vor, die Thüre zu öffnen und in Masse einzudringen, während Andere meinten, eine Unterhandlung würde sicherer zum Ziele führen. Dieser letztern Meinung gab man denn auch den Vorzug, da man vor allen Dingen wünschte, ihn der Behörde von Meriko zu überliefern. „Oeffnet die Thüre dem Abgeordneten der Republik!“ rief der kommandirende Offizier, da man sich überzeugt hatte, daß die Thüre von innen verschlossen worden war. Man erhielt keine Antwort. In diesem Augenblicke fiel ein Pistolenschuß in dem Gemache. Ihm folgte der schwache Schrei eines Weibes, der aus dem Innern zu kommen schien, in welchem der Marquis die Nacht verbracht hatte. Alle eilten sogleich dahin und man fand die muthige Pepita in ihrem Zimmer im Blute liegen. Doch hatte sie noch Kraft genug, mit dem Finger nach einem kleinen Fenster zu zeigen. Der Of-

fizier blickte hin und sah Gomez und dessen Lieutenant, den ersten mit einem Schwerte bewaffnet, den letztern beschäftigt, das Pistol wieder zu laden. Sogleich feuerte er auf den Lieutenant, dieser stürzte, dann eilte er mit seinen Soldaten wieder nach dem Corridor und die Thüre des Gemaches wurde mit Gewalt geöffnet. Gomez wehrte sich mit wilder Verzweiflung, wurde endlich aber doch überwältigt. Alle Augen wendeten sich nun nach der unerschrockenen Pepita, und man erfuhr von ihr selbst die Ursache des Ereignisses, das ihr beinahe verderblich geworden wäre. Zum Glück war ihre Wunde nur leicht, ob sie gleich viel Blut verlor.

Die Reise des Marquis wurde auf einige Zeit verschoben und die Gesellschaft kehrte nach Meriko zurück. Der Preis, der auf Gomez gesetzt war, wurde einmüthig Pepita zuerkannt, welche der Gegenstand allgemeiner Theilnahme war. Ihre Unerblichkeit hatte die Phantasie des jungen Offiziers so mächtig angeregt, daß sie dessen Braut wurde, ehe das Jahr zu Ende ging, und der Marquis, der sie für die Retterin seiner Familie hielt, setzte ihr einen ansehnlichen Jahrgeloh aus.

Der geheilte Kranke.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Bögeln doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen gottlob der arme Mann nichts weiß, denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern, und in den weichen Sesseln und seidenen Betten wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnstuhl oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: Windel's draußen, oder schnauft der Nachbar so? Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls, bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger, aus lauter langer Weile, bis an den Abend, also, daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte, und wo das Nachtessen anfang. Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett, und war so müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen, oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er

zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war, wie ein Malter sack. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man ihn aber selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Aerzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm rathen. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Tränkchen und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enteneier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts, denn er folgte nicht, was ihm die Aerzte befahlen, sondern sagte: Wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund, und der Arzt will mich nicht gesund machen für mein Geld? Endlich hörte er von einem Arzt, der 100 Stunden weit weg wohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschauet, und der Tod gehe ihm aus dem Weg, wo er sich nur sehen lasse.

Zu dem Arzt faßte er ein Vertrauen, und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigung und Bewegung, und sagte: Wart, dich will ich bald geheilt haben. Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, Ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böß Thier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber für's erste dürft Ihr nicht fahren, noch auf dem Kößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Klappen, sonst schüttelt Ihr den Lindwurm und er beißt euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Für's andere dürft Ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüs, Mittags ein Bratwürstlein dazu, und am Morgen ein Fleischlüppllein mit Schnittlauch darauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also, daß er euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dieß ist mein Rath, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hbet Ihr im andern Frühjahre

den Gugguk nimmer schreien. Thut nun, was Ihr wollt!“

Als der Kranke so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Arzt befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Borreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Thau schien ihm so frisch, und die Kornblumen im Feld so roth, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausgieng, war's schöner, und er gieng leichter und munterer dahin, und als er am 18. Tage in der Stadt des Arztes ankam, und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Arzt soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser liefte mir.“ Als er nun zum Arzte kam, nahm ihn der bei der Hand, und sagte zu ihm: Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt. Da sagte er: Herr Doktor, mir fehlt gottlob nichts, und wenn Ihr so gesund seid, wie ich, so solls mich freuen. Der Arzt sagte, das hat Euch ein guter Geist gerathen, daß Ihr meinen Rath befolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leib, deswegen müßt Ihr wieder zu Fuß heingehen, und daheim fleißig Holz sägen, daß es Niemand sieht, und nicht mehr essen als Euch der Hunger mahnt, damit die Eier nicht auschlupfen, so könnt Ihr ein alter Mann werden; und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Kauz, und ich versteh' Euch wohl, und hat nachher den Rath befolgt, und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahre dem Arzte ein schön Stück Geld zum Grusse geschickt.

Mehemed Ali.

Ein französischer Reisender schildert den alten Pascha von Egypten auf folgende Weise: Er empfing mich in einem großen Saale, der auf das Meer sieht; ein großer Divan von rother Seide mit dicken Troddeln zieht sich an den Wänden herum und bildet den einzigen Schmuck dieses Saales; zwei Gemälde, Seestücke, zieren allein die Wände. Während meines Besuches kamen zu meiner großen Verwunderung durch die offenen Fenster stets sehr viele kleine Vögel herein, die in dem Saal umherflogen und unser Gespräch durch ihr eben nicht melodisches Geschrei begleiteten.

Mehemed Ali hat trotz seinem weißen Barte, der ihm bis auf die Brust reicht, ein Aussehen von fast jugendlicher Kraft. Er ist ein kleiner, alter Mann mit schlanem, scharfblickendem Auge, regelmässigem Gesichte und weissen Zähnen. Seine Schultern sind etwas hoch, sein Gang ist aber noch immer rasch und er hat dabei eine etwas napoleonische Haltung angenommen, indem er seinen Säbel mit beiden Händen horizontal auf dem Rücken zu halten pflegt. Tag und Nacht steht ein gefatteltes Pferd für ihn an dem Thore seines Palastes. Sein Anzug war, als ich mich bei ihm befand, höchst einfach und er trug nicht einmal die Decoration auf der Brust, welche die Fürsten bezeichnet. Er spricht rasch und gut und antwortet auf alle Fragen mit einer Bestimmtheit, die in Verwunderung setzt.

Mehemed Ali ist bekanntlich der größte Kaufmann in der Welt und seine Höfinge zeichnen sich deshalb vor andern dadurch aus, daß sie sich eben so sehr mit dem Handel als der Politik, ebenso mit dem Preise der Baumwolle als der orientalischen Angelegenheit beschäftigen.

Die Lebensweise des Paschas ist sehr einfach und regelmässig; er steht mit Tagesanbruch auf und gibt bis elf Uhr Audienzen. Dann speiset er, ruht eine Zeitlang und begibt sich darauf in einen der Gärten, die er außerhalb der Stadt angelegt hat. Seine Begleitung hat nichts Imposantes; man trägt ihm weder einen Rosschweif, noch einen Halbmond vor; er fährt einfach in den Garten in einem vier-spännigen Wagen, der schlecht genug ist.

Ein cirkassischer Krieger.

Der bekannte Bell schildert in seinem Werke über Cirkassien einen alten tcherkessischen Krieger, Zelp: er ist siebenzig Jahre alt, aber man hält ihn höchstens für fünfundfünfzig. Nach seinem starken Körperbau und seinem von Gesundheit strotzenden Gesichte kann er noch lange leben und noch viel Züge gegen die Russen unternehmen, die ihm seit vielen Jahren alles liefern müssen, was er braucht. Er wohnt 7 Stunden von dem Kuban, geht aber seit 50 Jahren wenigstens jeden Monat einmal über denselben. Mit 30 seiner Nachbarn nahm er kürzlich den Russen 150 Pferde ab. Er ist jedoch kein Räuber von Profession. In den Krieg zieht er an der Spitze seiner 5 Söhne; der sechste blieb auf dem Schlachtfelde. Um den ältesten zu bilden, befahl er ihm zuerst allein zwei Kosackenschildwachen anzugreifen, der junge Mann geberchte und brachte die beiden Lanzen zurück. Den einen Kosacken hatte er niedergemacht, den andern nahm er gefangen. In einem Gefechte wurde ein Freund des Alten von zwanzig Russen gefangen fortgeführt. Der alte Krieger folgte ihnen, ohne sich sehen zu lassen, bis der Gefangene einmal mit nur drei Reitern im Nachtrabe war, da stürzt er mit dem Säbel in der Faust auf sie, verwundete alle drei, nahm den Freund hinter sich auf das Pferd und jagte im Galopp davon.

Amerikanische Wize.

Nicht ganz hoffnungslos. Ein angesehener Mann fragte, da er hörte, zwei seiner Cousinen hätten sich veruneinigt, ob sie einander häßlich genannt hätten. „Nein,“ gab man ihm zur Antwort. In diesem Falle wird es mir leicht sein, sie wieder zu versöhnen.“ — Selbstmord für Damen. Tragen Sie dünne Schuhe und schnüren Sie sich so fest, als das Kammermädchen das Korset zusammenzuziehen vermag, und Sie werden sich umbringen, ohne daß Jemand etwas davon merkt. — Definition der Trunkenheit. Man sagt, die Leute wären betrunken, wenn sie an den Brunnen gehen, um das Licht anzuzünden; wenn sie an der Thüre ihres Hauses den Schlüssel nicht in das Schlüsselloch zu bringen vermögen und schwören, es habe Jemand das Schlüsselloch gestohlen.

Triftige Rechtfertigung.

Ein Mann trank öfters in einem Bierhause den Andern, wenn sie wegsehen, ihr Bier aus. Man ertappte ihn endlich dabei. Zur Entschuldigung bezog er sich auf das Schild vor dem Wirthshause, welches ihn dazu berechtigte. Es stehe ja ausdrücklich darauf: „Hier trinkt man fremde Biere.“

Freigebung einer Liebenden.

Ein Dienstmädchen in Berlin bot jüngst ihrem Geliebten vom Militär einige Ueberbleibsel vom Mittagessen mit folgenden Worten an: „Granetier, will er diesen Reis? — sonst thu' ich noch'n Bischen Butter dran und geb's der Kase“.

Todesanzeige.

In dem Ulmer Wochenblatt steht folgende Todesanzeige: „Mit dem tiefsten Schmerze melden wir unsern Freunden und Bekannten, daß es dem Höchsten gefallen hat, unsere zweijährige Luise an den Zähnen zu sich zu nehmen“.

Naturmerkwürdigkeit.

Verwichenen Winter machte ein Mann in England bekannt, morgen sei ein Pferd bei ihm zu sehen, das so viele Augen habe, als Tage im Jahr. Alles lief zu und die Sache war richtig. Es war der zweite Jänner, also zwei Tage im Jahr.

Wie viel ist eine Frau mehr werth als ein Mann?

Verwichenes Frühjahr versteigerte in York, in England, ein zärtlicher Ehemann seine Ehefrau an den Meistbietenden und meinte, als er 4 Gulden für sie bekam, er habe jedenfalls einen guten Handel gemacht. Die Frau versicherte, er sei geschenkt zu theuer, und die Umstehenden waren der Meinung, beide hätten Recht.

Unterschied zwischen Freund und Feind.

Bei einer Prüfung fragte der Pfarrer, ob man seine Feinde auch lieben müsse. Der an-

gefragte Knabe stockte mit der Antwort, da entspann sich folgendes Gespräch.

Pfarrer. Gib acht, ich will dir's erklären. Wenn du an einem Bache spielst, und schleicht einer hinter dich, her und stößt dich von hinten in den Bach, was ist der?

Knabe. Der ist mein Feind.

Pfarrer. Wer ist nun dein Freund?

Knabe. (Schnell) Wer mich von vornen in den Bach stößt.

Liebet euere Feinde.

Als Pfarrer Firm wegmählig jüngst begann: „Für eure Feinde müßt ihr beten, Wie Christus will; sonst wär's um euch gethan.“

Hob plötzlich in Gewissensnöthen Ein Bürger laut zu sprechen an:

„So bet ich denn in diesem Falle Für meine Stief-Mamma, für Frau und Schwägerin,

Für unsern Landvogt Harduin, Die Herrn vom Magistrat, und meine Nachbarn alle.“

Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über.

Zwei Domherren giengen im Kreuzgange der Domkirche zu Mainz, miteinander auf und ab und sprachen von ihren Köchinnen. Ein blinder Bettler, der unter der Thüre saß, rief ihnen zu: „Meine hochwürdigen Domherren, gebt doch einem blinden Manne ein Almosen um Gottes willen.“

Wie weißt du denn, sprachen sie, daß wir Domherren sind, da du doch blind bist?

„Ach“ erwiederte der arme Mann, „daß hab ich aus euerm gottseligen Gespräch entnommen.“

Sichere Mittel.

Eine Dame fragte einen Freund vom Hause, wie sie es machen solle, um ein Faß Bier vor der Genätschigkeit ihrer Bedienten zu bewahren? „Das beste Mittel ist, daß Sie ein Faß Wein daneben legen,“ war die Antwort.